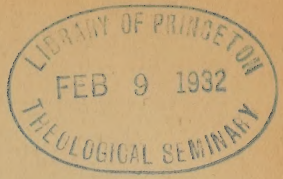
B23
.P56
Ser. 3
v.6



Philosophische Vorträge. 3. Folge. 6.

DER LEIB.

Von

Adolf Lasson.

Berlin 1898.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstrasse 26.

Der Mahnung des weisesten aller Dichter gehorsam: „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!“ lassen wir auf die Abhandlung über das Gedächtnis eine Abhandlung über den Leib folgen. Es ist im Grunde derselbe Gegenstand, nur von einer anderen Seite betrachtet; denn ob man über das Gedächtnis handelt oder über den Leib, der Unterschied ist nicht gross. Wir lieben es nicht, gute Menschen zu erschrecken; aber wenn jemand in dieser Abhandlung über den Leib die zweite Lieferung eines geplanten umfassenden Werkes erblicken möchte, wollen wir ihn nicht daran hindern und uns nur vorbehalten, über den Gesamttitel noch einige Zeit weiter nachzudenken. Als drittes Stück würde sich am leichtesten eine Abhandlung über den Willen anreihen. Wir ziehen fürs erste die Form vereinzelter kürzerer Abhandlungen vor. Ein dickes Buch ist allerdings imposanter und es herzustellen auch gar nicht so schwer. Man stopft es aus mit allerlei Polemik gegen längstverstorbene, jüngstverstorbene und noch lebende Autoren und erweist mit vielen Citaten seine Gründlichkeit. Aber fruchtbarer ist vielleicht doch eine übersichtliche Schrift von wenigen Bogen, bei der man nicht nötig hat, einen dünnen Gedankenfaden immer dünner auszuziehen. Dafür, dass an dicken Büchern kein Mangel eintritt, ist ohnedies genügend gesorgt. Dass wir dieser Abhandlung über den Leib, obgleich sie doch eine philosophische Abhandlung zu sein beansprucht, gleichwohl keine Abbildungen beigeben, bitten wir gütigst zu entschuldigen. Wir waren uns nicht ganz klar, ob es besser sein würde, das Gehirn oder das Gedärme, Herz und Lunge oder Harnblase und Harnleiter abzubilden; das alles zusammen aber würde man doch eher in einem Lehrbuche der Anatomie als hier gesucht haben. Darum schien es besser, ganz zu verzichten. Der bittere Ernst dieser Untersuchung ist nicht aus

trübseliger Stimmung entsprungen; hoffentlich ist sie auch nicht geeignet, eine trübselige Stimmung zu erwecken. Dass wir vom Leibe so viel Rühmendes zu sagen wissen, wird man uns hoffentlich nicht verargen; wir meinen damit, den vorwiegenden Bestrebungen dieses Zeitalters ein gut Stück entgegenzukommen. Vor nichts scheuen wir uns so sehr, wie vor dem Vorwurfe eines einseitigen Spiritualismus. Wir möchten um alles in der Welt nicht mit denen verwechselt werden, die von den Höhen des Idealismus aus auf die farbenprangende Wirklichkeit der wahrgenommenen Welt als auf etwas Nichtiges und Wertloses herabsehen und den entzückenden Reichtum sinnlicher Gestaltenfülle für eine bloss subjektive Erscheinung ausgeben. Dass wir bei dem unterhaltenden Spiel mit subjektiv und objektiv nicht mitspielen, trägt uns vielleicht einige Gunst bei entschiedenen Realisten ein, was uns sehr froh und glücklich machen würde. Übrigens, dass wir in der Sache nicht das letzte Wort sprechen und auch anderen noch etwas zu sagen übrig lassen, ist uns wohl bewusst. Uns kam es nur darauf an, einen Standpunkt der Betrachtung anzudeuten, nicht den Gegenstand erschöpfend abzumachen. Vielleicht findet jemand darin, wenn nichts anderes, so doch wenigstens den Anlass zu Ertrag versprechender Discussion.

Hört man die Leute, so ist es ganz selbstverständlich, dass der Leib existiert; ob die Seele existiert, darüber wird gestritten. Auch was der Leib ist, weiss jeder ganz genau; was dagegen die Seele ist, wenn eine ist, das ist die grosse Frage bei Gelehrten und Ungelehrten. Fast möchte man sagen, das sei doch ein wundersames Verhalten, und das Wissen vom einen sei ebenso seltsam, wie das Nichtwissen vom anderen. Seele allerdings, wie das Wort gemeinhin gebraucht wird, ist ein schwerverständliches Wort von ganz unbestimmter Bedeutung, und man darf es niemandem übelnehmen, wenn er sich dieses Wortes lieber enthält oder es erst dann gebraucht, nachdem er ihm eine ganz bestimmte und unzweideutige Bedeutung beigelegt hat. Aber dass eine Innenwelt existiert, eine Vielheit von Gedanken, Begehrungen, Vorstellungen und Gefühlen mit ihren Abarten, das scheint doch

viel eher das Selbstverständliche, und ein Zweifel weit mehr möglich zu sein an der Existenz des Leibes. Und die Erscheinungen der inneren Welt sind uns doch wohl eher in jedem Augenblicke geläufig und gegenwärtig, wo wir nur auf sie achten, während die ganze Aussenwelt doch erst durch diese Innenwelt vermittelt, aus ihr abgeleitet, uns wie ein Fremdes gegenübertritt, und was an ihr das Echte, Bleibende, Wesentliche ist, sich am wenigsten unmittelbar dem Anblick und dem Urteil darbietet. So möchte man eher zu einer völligen Umkehrung des oben bezeichneten Verhaltens gelangen und den Ausspruch wagen: wenn wir irgend etwas Selbstverständliches und Unmittelbares haben, so müsste dieses wohl am ehesten in der Innenwelt zu suchen sein; ob der Leib wirklich existiert, und was der Leib ist, wenn er ist, das bleibt zweifelhaft und fürs erste Gegenstand der Untersuchung.

In der That, ich bin jetzt ein alter Mann, in den Jahren, deren charakteristisches Kennzeichen nach den sichersten Ergebnissen der modernen erfahrungsmässigen Psychologie „Abstumpfung der Sinne und Automatismus des Denkens“ bilden; aber ich habe auch schon in meinen früheren Jahrzehnten und bis auf den heutigen Tag keine volle Gewissheit darüber zu erlangen vermocht, ob ich jemals meinen Leib gesehen, getastet oder sonst auf irgend eine Weise eine nähere Bekanntschaft mit ihm angeknüpft habe. Was die Leute wenigstens als meinen Leib zu bezeichnen belieben, das ist für mich geradeso wie für sie ein Stück der Aussenwelt und deshalb von genau ebenso problematischer Existenz wie die Aussenwelt überhaupt. Mein liebenswürdiger Hausarzt freilich, der ein ganz entschiedener und vor keiner Consequenz zurückschreckender Anhänger der jedesmal modernsten Richtungen und darum auch auf die physiologische Psychologie mit ihren allerletzten Erkenntnissen eingeschworen ist, behauptet zwar immer, gewisse Stimmungen, Empfindungen und Beschwerden von mir hingen mit Zuständen jenes Dinges, das mein Leib sei, zusammen, worin ihm merkwürdigerweise meine nächsten Angehörigen nachdrücklich Recht geben; er wisse das ganz genau, sagt er, und könne mir auch den Zusammenhang erklären und infolgedessen durch förderliche Einwirkungen auf den Leib

auch meine Innenwelt beeinflussen. Aber ich gehöre eben nicht zur modernsten Schule und kann mich nicht entschliessen, selbst einer so hohen Autorität, wie es ein Hausarzt ist, so ohne weiteres Glauben beizumessen. Dass ich ihm schlechterdings nicht, weder jetzt noch jemals glauben werde, will ich damit nicht gesagt haben; dazu steht mir seine Autorität doch zu hoch und bin ich nicht eigensinnig genug. Aber überzeugen soll man mich erst, ehe ich Glauben schenke; das darf ich verlangen. Und überzeugt werden kann ich, da ich noch aus der alten Schule stamme, nicht durch den Augenschein, noch durch Beobachtungen an Knochen, Muskeln und Nerven, sondern nur durch Vernunftgründe und eine sich auf sie stützende Untersuchung des Sachverhaltes. Ob es Selbstverständliches, unmittelbar Gewisses überhaupt giebt, ist mir durchaus zweifelhaft; am allerwenigsten scheint es selbstverständlich, dass ein gewisser äusserer Gegenstand mein Leib und dadurch zu einem ganz besonders intimen Verhältnis zu mir berufen und privilegiert sei vor allen anderen Gegenständen der äusseren Welt.

Wenn aber doch jede Untersuchung von etwas Zugestandenem und in diesem Sinne Selbstverständlichem ihren Ausgang nehmen muss, so scheint noch am ehesten der Satz auf diese Würde Anspruch zu haben, dass dasjenige, was ich hier schreibe, ein einheitliches Subjekt, welches schreibt, voraussetzt, und dass die Gedanken und Worte, die hier zum Ausdruck kommen, Gedanken und Worte dieses einheitlichen Subjektes sind, die durch eine von diesem Subjekte geübte Thätigkeit anderen zugänglich werden. Alles andere, Papier, Tinte, Feder, Schriftzüge und Wortklang ist problematisch nach Dasein und Wesen; gewiss ist allein das Subjekt, das diese Erscheinungsreihe aus seiner inneren Fülle heraussetzt, und mittelbar auch die anderen Subjekte, auf die es eine Einwirkung üben möchte. Eben dieses Subjekt nun meine ich, wenn ich sage: ich schreibe diese Zeilen. Aber mit diesem Ich geht es ganz sonderbar zu. Es ist jedermann verständlich, wenn einer sagt: ich denke. Es mag auch noch erträglich sein, wenn es heisst: ich spreche, ich schreibe. Aber nun sagt man doch auch: ich stehe, ich liege, ich reite; ich bin hier oder dort, ich komme und gehe; und weiter behaupten die Leute noch

obendrein, sie sähen mich oder hätten mich gesehen, sie hörten mich und tasteten mich. Sie halten mich fest, wobei sie allerdings zunächst nur meinen Mantel wirklich fassen; sie liebkosen und streicheln mich, oder sie schlagen und stossen mich. Wie alles dies zum Ich als dem Subjekt oder Objekt dieser Thätigkeiten passt, ist schwer einzusehen. Es scheint eher, dass mit diesem Ich, worauf sich ihr Thun bezieht, mein Leib gemeint ist. Ist das aber nicht eine ganz merkwürdige Verwechselung, meinen Leib für mich selbst zu nehmen? Wenn das im gewöhnlichen Sprachgebrauch geschieht, kann niemand etwas dagegen haben. Aber zuweilen hat man den Eindruck, als ob auch unsere neueste Wissenschaft durch Gedankengänge bestimmt würde, die mit jener sonderbaren Verwechselung einen verhängnisvollen Zusammenhang zeigen. Dem alten Homer verargt es kein verständiger Mensch, wenn er, die Seelen und die Leiber unterscheidend, diese letzteren als das eigentliche Selbst der Menschen bezeichnet; aber sind unsere physiologischen Psychologen über diesen kindlich naiven Standpunkt wirklich überall hinausgekommen? sind sie nicht vielmehr zuweilen von besserer Erkenntnis wieder auf ihn zurückgefallen? Dass das gemeine Bewusstsein sich in einer krausen Mythologie bewegt, daran sind wir als an das ganz Natürliche gewöhnt und entsetzen uns darüber nicht im mindesten. Die Leute meinen allen Ernstes, sie könnten meinen Leib zerschneiden, vierteilen, zusammenpressen, wie man eine andere verhältnismässig weiche Masse zerschneidet, vierteilt und zusammenpresst, und sagen dann, sie zerschneiden, vierteilen, pressen mich. Dereinst denken sie mich sogar in einen schwarz angestrichenen Kasten zu thun und irgendwo in eine Höhlung unter die Erde zu schieben; das nennen sie dann, sie wollen mich begraben. Es wird mir gewiss einmal ein eigenes Vergnügen sein, zuzusehen, wie die Leute es anfangen werden, mich zu begraben; fürs erste kann ich es ja noch eine Zeit lang abwarten. Inzwischen lese ich aber irgendwo die Inschrift: Hier ruht Johann Gottlieb Fichte, oder auch: Hier ruht Leopold von Ranke, oder auch: Hier ruht des ehrsamen Metzgers Carl Schulzens wackeres Eheweib Caroline, geborene Krause; sanft ruhe ihre Asche! und die Vorstellung, die in diesen Inschriften angedeutet ist, vermag

ich wieder nicht zu vollziehen. Mit den sterblichen Resten, wie man sagt, eines bedeutenden oder doch irgendwie geschätzten Wesens kann man einen ordentlichen Cultus getrieben sehen, und Schillers Schädel oder Johann Sebastian Bachs Gebeine gefunden zu haben und verehren zu können, erscheint als ein grosser Gewinn. Nun ist es ausgemacht: der Reliquiendienst liegt einmal in der menschlichen Natur; darüber soll man sich nicht verwundern. Aber was soll man dazu sagen, wenn ganz ernsthafte Leute, die als grosse Denker bekannt sind, nicht blos im 17. Jahrhundert, sondern noch in unseren Tagen den räumlichen Sitz der Seele im Leibe an einer bestimmten Stelle des Gehirns oder eines anderen Organs mit grossem Scharfsinn ausfindig zu machen sich bemüht haben? Auch grosse Denker haben, das scheint daraus hervorzugehen, ihre menschlichen Schwächen; wie soll man die geringeren Geister tadeln? Es sind nicht bloss wilde Völker, die sich den Leib als eine grosse und schwere, die Seele als eine kleine und leichte Puppe, etwa wie eine Art von Auszug aus dem Leibe, wie ein Bild des Leibes oder wie einen Hauch und Wind vorstellen, so dass sie durch eine Öffnung im Hause entweichen kann. Die grossen Psychologen unter uns wissen ja nun wohl, dass die Seele kein Ding ist, wenn sie auch solche Erkenntnis in bisweilen recht seltsamen Formen ausdrücken; aber die Mythologie bleibt trotzdem und beherrscht nicht bloss die Masse, sondern auch die erleseneren Geister. Die herrschende Vorstellung vom Leibe wenigstens, auch in der modernen Wissenschaft, ist genau so mythologisch, wie die der Wilden, der Menschen auf primitivster oder herabgekommenster Bildungsstufe es ist.

Es giebt Wetteränderungen in dem wissenschaftlichen Betriebe, wie es solche in den Zuständen der Atmosphäre giebt. Eine Zeit lang hat es Erkenntnistheorie geregnet. Es war ein richtiger Platzregen mit teilweiser Überschwemmung; aber wir haben ihn im ganzen glücklich und ohne tieferen Schaden überstanden. Jetzt regnet es Psychologie. Das ist kein blosser Platzregen mehr; es ist ein Wolkenbruch, der alles andere in grauslichen Strudeln fortschwemmt. Man möchte meinen, Himmel und Erde und alles was darüber und dazwischen und darunter

ist, solle sich in dem einen grossen Meere der Psychologie ersäufen. Welche Verwüstungen die neue Sintflut anrichten wird, muss man ruhig abwarten; denn gegen den Zug der Geister anzukämpfen, ist ganz vergeblich. Die Wolken vom Himmel zu vertreiben, ist immer noch eine leichtere Aufgabe, als die Wolken aus den Köpfen zu verscheuchen. „Es rast der See und will sein Opfer haben.“ Und dieses formlose Meer der neuesten Psychologie nun wütet um sich wie ein alles verschlingendes Ungeheuer. Nach unten zu nimmt die Psychologie die ganze Biologie mit Morphologie und Physiologie und Phylogenese in sich auf, und nach oben zu schlingt sie Ästhetik, Logik und Ethik in ihren unersättlichen Schlund hinab; in der Mitte aber macht sie Gott und die Welt und was sonst noch irgend übrig bleibt, Sprache und Religion und Staat und Recht zu ihrem Schlachtopfer. Und das alles nach exactesten Methoden, be obachtend und experimentierend, zählend, messend und wägend. Ja, das ist gerade ihr höchster Triumph, das Unzählbare zu zählen, das Unmessbare zu messen und das Unwägbare zu wägen. Nur Begriffe darf man bei ihr nicht suchen; auf der hitzigen Jagd nach Thatsachen könnten begriffliche Erörterungen nur Hemmung und Aufenthalt bereiten. Daher schwebt über diesen psychologischen Thatsachen bei aller Exactheit zahlenmässiger Feststellung doch zugleich ein wohlthuendes, ahnungsvolles Dunkel, und es lässt sich schwer ausfindig machen oder sagen, wovon denn nun eigentlich jedesmal die Rede ist, ob von einer Empfindung oder einer Wahrnehmung oder einem Urteil, von einem Dinge oder einem Vorgange, und was dergleichen spitzfindige Unterscheidungen mehr sind, mit denen sich kein ernsthafter Forscher in diesem fortgeschrittenen Zeitalter aufzuhalten irgend verpflichtet ist.

Ganz merkwürdige Erkenntnisse kann man darum auch bei diesen modernen Psychologen zu lesen bekommen. So z. B. sagt einer von ihnen: „Dass organisierte Materie denkt, ist ebenso gewiss, als dass unorganisierte Materie nicht denkt.“ Ganz herrlich und bewunderungswürdig. Wenn es wirklich wahr ist, dass organisierte Materie denkt, so ist es offenbar nicht organisierte Materie gewesen, der wir jenen schönen Satz verdanken. Aber

darin stimmen fast alle überein, dass ein Vorgang in der organisierten Materie, die sie Leib nennen, und ein Vorgang in der Innenwelt des Subjekts, die sie Seele nennen, immer zusammengehören; wie man etwa denselben Inhalt in zwei Sprachen ausdrückt, oder wie dieselbe Oberfläche eines Ellipsoids sich von der einen Seite konkav und von der anderen konvex ausnimmt. Es ist gewiss eine schöne Hypothese; sie hat nur einen Mangel, und der ist, dass sie garnichts erklärt und eigentlich auch nur dazu erfunden ist, um mit grösserer Bequemlichkeit jeder Forderung einer Erklärung aus dem Wege gehen zu können. Denn der fundamentale und mit keinem anderen an Schwere zu vergleichende Unterschied der beiden als parallel gesetzten Seiten bleibt ja dabei bestehen und wird ausdrücklich bejaht, und das äusserlichste Nebeneinander soll nur dienen, an die Stelle der innigsten Verflechtung Verschiedener, die man nicht zu erklären weiss, den Schein der gleichgültigsten Beziehung Identischer zu setzen als eine allezeit geläufige Formel. Wie man dem kleinen Kinde auf seine lästige Frage nach Grund, Zweck und Weise irgend einer Erscheinung mit der Antwort begegnet, die ein für allemal ausreicht: das hat der liebe Gott so eingerichtet, so antwortet man auf jede Frage nach der Möglichkeit der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele mit der stehenden Formel: das ist eben der Parallelismus, seltsam und unverständlich, aber thatsächlich und nicht weiter zu untersuchen, die letzte alles Wissen begrenzende Thatsache. Und weil man im überschwänglichen Gefühl der eigenen unübertrefflichen Geistesgrösse jede Möglichkeit ausschliesst, dass andere Menschen, sei es auch in ferner Zukunft, über die Sache jemals mehr wissen und Besseres aussagen könnten als unsere Weisen aus ihrem asylum ignorantiae heraus, so setzen sie noch einen weiteren Trumpf darauf und fügen das stolze Wort hinzu: Wo die Grenzen unserer Einsicht liegen, da hört der menschliche Verstand überhaupt auf; weiter als wir wird nie ein menschliches Geschlecht gelangen; an dieser Grenze wird kein Fortschritt der Erkenntnis irgend etwas zu ändern vermögen; ignoramus et ignorabimus.

So wird es auch ganz begreiflich, welch seltsame Gegensätze in der Brust dieser Männer beisammen wohnen. Denn erstens haben sie einen ungemeinen Stolz auf ihre Verstandeskraft und auf

ihre Wissenschaft, die zum ersten Mal in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes völlig exact und völlig gesichert, alles was früher Wissenschaft hiess und gar sich als Metaphysik gebärdete, auf das Zählen aber und auf das Messen sich gar nicht einliess, und alle physicalischen Werkzeuge und Methoden rücksichtslos verschmähte, als blosses Gefasel unreifer Geschlechter in den Schatten stellt. Andererseits aber scheuen sie sich gar nicht, eben wegen dieser Höhe ihres Selbstbewusstseins sich ihrer Unwissenheit stolz und freudig zu berühmen und zwar gerade in dem, was die Hauptsache und das eigentlich Wissenswerte ist; denn wo solche Männer nicht wissen, wie sollten andere, kleinere Geister zu wissen auch nur begehren! Vielmehr, sie haben Autorität genug, um allen ein für allemal vorzuzeichnen, nach welchem Wissen gestrebt werden darf, und welches zu suchen einen verwerflichen Hang zu Abenteuern des Verstandes verrät. Und dann wieder, während sie sich mit ihrem Nichtwissen geradezu brüsten, keineswegs aber es bloss schamhaft eingestehen, und diejenigen hochmütig verachten und verwerfen, die nach dem Wissen streben: was alles behaupten doch diese wunderbaren Leute zu wissen, und mit welcher vollkommenen Sicherheit behaupten sie es zu wissen, dass man meinen möchte, die Götter selbst hätten es ihnen offenbart! Und zwar nicht etwas leicht zu Fassendes oder leicht zu Glaubendes ist ihre Wissenschaft, sondern eine solche, die allen Trieben und Anlagen des Geistes zu widersprechen und allen Sinn und Vernunft aus dieser uns umgebenden Natur zu vertreiben ausdrücklich trachtet. Denn an allem zwar darf man zweifeln, an Gott und dem Göttlichen, an Menschenwürde und Menschenpflicht; aber zu zweifeln, an ihren Atomen und Energieen, an dem blinden Zusammenhange der Ursachen und der Herrschaft einer unverbrüchlichen, sinnlosen Notwendigkeit, oder an den Billionen von Jahren, die der Zufall braucht, um das Sinnvolle zu gestalten, — das wäre der äusserste Frevel und eine Verwegenheit, für die das härteste Strafgericht noch immer als Milde und Schonung sich darstellen würde. Und während sie lehren, dass alles was geschieht nach ewigen Gesetzen geschieht, ist ihnen der Gedanke, dass diese Gesetze doch wohl einem vernünftigen Geiste entstammen möchten, und dass die stete Wiederkehr des Gleichen

in Bedingungen und Folgen mitten in der Unendlichkeit des vielgestaltigen Geschehens nur durch die Herrschaft des Zweckes bewirkt werden kann, dieser Gedanke ist ihnen gerade dasjenige, was sie am meisten verabscheuen und was sie mit dem leidenschaftlichsten Hasse auszurotten trachten. Vielmehr wird es ihnen ganz leicht sich vorzustellen, dass das Lebendige sich durch Zufall aus dem allgemeinen Tode entrungen habe, das Vernünftige durch Zufall aus dem Unvernünftigen gezeugt worden sei und alles Denken und Fühlen und Wollen in diese Welt nur für einige Zeit durch einen Zufall eingedrungen sei, um seinerzeit wieder aus ihr zu verschwinden, ohne dass an der Welt selber sich dadurch etwas änderte. Sie leiten sogar in ihrer Harmlosigkeit eben die Denkformen, in denen sie ihre Gedanken denken, aus dem Zufall der Gewöhnung, Anpassung und Vererbung her und nehmen damit eben diesen ihren Gedanken wie den Denkformen, in denen sie sie denken, selber allen Wert und alle Gültigkeit. Sie lassen den Menschen vom Tier und das Geformte aus dem Formlosen stammen, so dass der Mensch wie ein tierischeres Tier und das Geformte wie ein Formloses von abweichender Art erscheint, und schlagen sich damit selber ins Gesicht, weil dem Tier niemand glaubt und das Formlose nicht zu fassen ist. Sie trinken Unsinn wie Wasser, schmatzen dabei mit der Zunge und weisen höhnisch mit dem Finger auf die anderen: „Diese Menschen da suchen das Vernünftige vernünftig zu begreifen! Verachtet sie! Lacht sie aus!“

Jene Leute sind mit gutem Grunde die Freunde des Leibes und setzen die Seele, ja die gesamte Innenwelt unbillig herunter, wo sie sie nicht ganz und gar leugnen. Sie scheinen aber doch eher falsche Freunde des Leibes zu sein, nicht aus trüglicher Absicht, sondern aus Unvermögen, und indem sie dem Leibe und seinen Teilen Verrichtungen zuschreiben, die denen nachgeahmt sind, welche man sonst dem Geiste zuschrieb, scheinen sie ihn zwar über seine Würdigkeit zu erhöhen, sprechen ihm aber damit vielmehr die ihm eigene Würdigkeit ab, während jene höhere in keinem Sinne auf ihn passt. So treiben sie denn physiologische Psychologie als die eigentliche Blüte der Wissenschaft dieser Zeit. Es ist aber eine Frage, die man wohl aufwerfen darf, ob sie damit nicht das rechtmässige Verhältnis geradezu umkehren und

die Wissenschaft auf unfruchtbare Abwege führen. Denn dieser äussere Gegenstand, den man Leib nennt, ist doch Leib nur durch seine Beziehung auf ein beseeltes Subjekt und steht ausserhalb dieser Beziehung auf ganz gleicher Linie mit einem beliebigen anderen äusseren Gegenstand, wie einem Stein oder Klotz. Richtig verfahren würde man daher, wenn man nicht die Seele durch die Verrichtungen des Leibes, sondern umgekehrt den Leib durch die Verrichtungen der Seele kennzeichnete und statt physiologischer Psychologie vielmehr psychologische Physiologie triebe. Sofern dies aber jetzt schon teilweise unter falschem Schein und unbewusst geschieht, wäre zu wünschen, dass es mit bewusster Absicht und durchaus geschähe, damit auch der Schein, als sei der Leib die Hauptsache und das Herrschende und selbständig Wirkende, das Innere aber die blosse Wirkung, das Abgeleitete und Vorübergehende, schwinde und beiden Teilen ihr Recht in aller Form widerfahre.

Als eine Vorbereitung dazu nun scheint es nützlich, den Leib einmal als solchen genauer darauf hin anzusehen, was er eigentlich ist und was er leistet. Dabei muss man wohl von den Anschauungen des gemeinen Bewusstseins ausgehen und prüfen, wiefern sie eingehenderer Betrachtung stichhalten, wiefern nicht. Denn auf dieses gemeine Bewusstsein als den Ausgangspunkt sind wir überall angewiesen, wo es sich darum handelt, von vorgefasster Meinung frei zu werden und reine voraussetzungslose Erkenntnis zu gewinnen. Was man dagegen in der Wissenschaft als Erfahrung zu bezeichnen pflegt, das ist alles das gerade Gegenteil von Erfahrung und ganz und gar erfüllt mit lauter hoch verstiegenen metaphysischen Voraussetzungen von Atomen und Kräften und Schwingungen und rein äusserlichen räumlichen und zeitlichen Beziehungen und mechanischen Ursachen, die sämtlich niemals Gegenstände der Erfahrung werden können, sondern immer blosse gedankenmässige Annahmen von zweifelhafter Berechtigung bleiben müssen. Von solchen Annahmen also muss sich die Betrachtung frei halten.

Man muss aber allerdings sehr deutlich werden, wenn dasjenige, was man zu sagen hat, den Menschen dieser Zeit verständlich werden soll, und auch vor einiger Derbheit darf man

sich gar nicht scheuen, zumal wenn es sich um einen so handgreiflichen und derben Gesellen handelt, wie es der Leib ist. Auch ein wenig Umständlichkeit und Ausführlichkeit kann nicht schaden in einer Zeit, wo man dasjenige, was die Früheren mit mehr oder weniger Bequemlichkeit in fünfzig Zeilen auszudrücken pflegten, zu fünfzig Druckbogen auszuspinnen den Witz und die Gewandtheit glücklich errungen hat. Und so wollen wir denn zusehen, was wir über den Leib durch eine unvoreingenommene Betrachtung Nützliches und Nachdenkliches etwa herauszubekommen imstande sein möchten.

I.

Zunächst also: einen gewissen äusseren Gegenstand, etwa 1,7—1,8 Meter hoch, von wechselnder Breite und Dicke, 80 Kilogramm schwer, hält man für den Menschen, oder, wenn man sich genauer ausdrückt, für eines Menschen Leib. So hört man allgemein sagen: der Mensch besteht aus 13 Grundstoffen, 5 gasförmigen und 8 festen bei gewöhnlicher Temperatur. So nennt man Karl dem August oder überhaupt den Menschen einem Affen ähnlich. Der Mensch sinkt vermöge seines spezifischen Gewichtes im Wasser unter; der Mensch giebt bei bestimmter Temperatur so und so viel Wärme an seine Umgebung ab, und auf dem Menschen lastet der Druck der Luft mit bestimmter Schwere. Gemeint ist natürlich überall der menschliche Leib; aber für eine ungeübte Reflexion ist es sehr schwer, den Menschen und den Leib auseinander zu halten, und manche machen aus Grundsatz auch nicht einmal den Versuch einer solchen Unterscheidung.

Meinen Leib nun sieht man und tastet man wie ein anderes räumlich ausgedehntes, materielles Ding. Zwar für gewöhnlich muss man sich schon damit begnügen, diesen Leib zum grössten Teile mit Gewändern verhüllt zu sehen, und das Gewand täuscht bisweilen einen Menschen vor, wo keiner ist. Nicht bloss die Tiere lassen sich durch Vogelscheuchen betrügen. Da sind falsche Zähne und falsche Haare, falsche Busen und falsche Gaumen, von den vorgetäuschten Farben an Gesicht, Armen und Büste ganz zu schweigen, die zuweilen auch einen Weisen irre leiten können. Vor der Täuschung durch das blosse Gewand dagegen

kann man sich bei einiger Aufmerksamkeit ganz wohl wahren, und auch der Trug der Wachsfigur oder des geschicktesten Gemäldes lässt sich meist ohne Schwierigkeit durchschauen. Die Unsicherheit liegt auf anderem Gebiete. Der Leib ist nämlich räumlich nicht bestimmt begrenzt und von seiner Umgebung nicht so deutlich geschieden, wie es zunächst scheint. Mit fliessenden Grenzen verliert er sich in den Zusammenhang aller Dinge, und was zum Leibe gehört, was nicht, lässt sich nicht immer mit genügender Schärfe angeben. Daher meinen wir in der gewöhnlichen Vorstellung den Leib zu sehen, und sehen in Wirklichkeit etwas anderes; wir meinen die bestimmte Gestalt zu ergreifen, und statt dessen zerrinnt sie uns unter den Händen.

Um das einzusehen, dazu bedarf es gar keiner besonderen anatomischen oder physiologischen Gelehrsamkeit, obgleich diese ja keineswegs schaden kann; ein ganz klein wenig Nachdenken reicht völlig dazu aus. Man sieht mich unbekleidet, und ich habe erst vor kurzem ein Bad genommen; dennoch sieht man mich nie, ohne dass fremde Körper, — unter Umständen nennt man sie Schmutz, — für die Wahrnehmung mit meinem Leibe zur Einheit zusammengehen. Der Schweiss, der mir anhängt, stammt aus meinem Leibe, gehört aber meinem Leibe nicht mehr an. Innerhalb des Umfanges meiner sichtbaren Gestalt befinden sich auch die Stoffe, die meinem Leibe nur noch äusserlich anhangen und bestimmt sind ausgeworfen zu werden: Speichel und Schleim aus Mund- und Nasenhöhle, der Inhalt meiner Harnblase und meines Darmes. Ringsum im Körper verbreitet sind die der Zersetzung anheimgefallenen oder zur Zersetzung bestimmten Reste von Geweben und Flüssigkeiten, die im Lebensvorgang verbraucht worden und für den Leib nur noch störend sind. Die Zeugungsstoffe sind im Leibe bereitet worden; aber sie gehören eigentlich schon einem anderen Leibe an, der erst werden soll, wie die Leibesfrucht im Leibesumfange einer schwangeren Frau wohl mit dem mütterlichen Organismus eng verbunden, aber doch schon ein werdender Leib für sich ist. Kurz, es ist gar nicht so leicht zu sagen, was meinem Leibe angehört, was nicht, und unter dem, was man beim Sehen oder Tasten für meinen Leib hält, birgt sich sehr vieles, was nicht mein Leib ist, sondern meinem Leibe fremd von vorn herein war, oder ihm doch fremd geworden ist.

Dazu kommt, dass der Bestand des Leibes niemals in Ruhe ist, dass er in niemals aussetzender Bewegung sich fortwährend ändert. Vor mir steht eine Schüssel Gemüse, ein Pfund gebratenes Fleisch, ein Liter Bier oder Wein. So lange es da steht, ist es nicht meinem Leibe angehörig. Nun fange ich an zu essen und zu trinken und nehme es in die Höhlungen meines Leibes auf. Ist es damit schon Bestandteil meines Leibes geworden? Das wird man nicht sagen dürfen. Aber es bleibt meinem Leibe nicht fremd, es geht in ihn über. Wer wird den genauen Augenblick bestimmen wollen, in dem das meinem Leibe Fremde zu einem Bestandteile meines Leibes geworden ist? Aus der umgebenden Luft beziehe ich fortwährend meinen Atem, in die umgebende Luft atme ich fortwährend aus. Das Wasser, das eben noch den Geweben meines Leibes angehört hat, wird unausgesetzt im Schweiss, in der Ausatmung an die Aussenwelt abgegeben. Der Bestand meines Leibes nach Umfang und Inhalt wechselt also von unteilbarem Augenblick zu unteilbarem Augenblick in stetigem Uebergang; er lässt sich nicht festhalten. Ähnliches lässt sich ja wohl auch bei jedem anderen äusseren Dinge beobachten; aber beim Leibe prägt sich doch die Erscheinung mit besonderer Nachdrücklichkeit und Stärke aus, weil er in höherem Grade als alles andere ein einheitliches Ganzes zu sein beansprucht. Es fliesst alles, und man kann nicht zweimal in denselben Fluss herabspringen; ja man kann es nicht ein Mal. Dennoch ist der Leib mehr als alles andere eine niemals ruhende, eine in stetigem Wechsel sich ändernde Erscheinung.

Aber auch das, was dem Leibe angehört, gehört ihm keineswegs alles in derselben Weise, in demselben Sinne und mit derselben Würdigkeit an. Die Oberhaut gehört gewiss zu meinem Leibe. Aber sie wird fortwährend durch die Reibung an äusseren Dingen verändert, und was eben noch zum Leibe gehörte, wird von ihm abgetrennt. Die Haare, die Nägel, Warzen, Leichdörner, Auswüchse werden abgeschnitten, ohne dass dadurch am Leibe etwas Wesentliches geändert würde. Anderes bildet schon eher, wenn es weggenommen wird, einen wirklichen, tiefer oder weniger tief eingreifenden Verlust; aber grosse Mengen Blutes können fliessen ohne dauernde Beeinträchtigung, ja bisweilen

zur Erhaltung und Rettung des in seinem Bestande bedroheten Leibes; die Arme oder die Beine werden abgeschnitten, die Mandeln, die Zähne und andere Leibesglieder, Hautstücke, Schädelteile werden weggenommen, und der Leib bleibt nach allen diesen Operationen mein Leib. Die Verkürzung und Verstümmelung hat nicht wesentlich eingegriffen, und ich kann statt des Fortgefallenen einen künstlichen Ersatz schaffen in fremden, der Aussenwelt angehörigen und dem Leibe niemals zu eigen werdenden Gegenständen, die doch dem Leibe ähnliche Dienste thun, wie das was ihm ursprünglich eigen war und seinen Bestand wie seine Verrichtungen bilden half.

Dagegen giebt es nun wieder im Leibe andere Glieder, die für seine Selbsterhaltung schlechthin unentbehrlich und unersetzbar sind: doch auch diese in abgestufter Bedeutung. Die einen bilden augenscheinlich den letzten Zweck, die anderen sind dafür doch nur die dienenden Mittel. Auf jene kommt es eigentlich an; diese liefern die äussere Zurüstung, eine Art von Bedingung, ohne welche jene eigentlich gemeinten Hauptteile nicht bestehen und ihre Verrichtungen nicht vollziehen können. Diese Wertabstufung durchläuft unendliche Grade, und so müssen wir im Leibe selber den eigentlichen Leib von dem unterscheiden, was dem Leibe zwar durchaus notwendig, aber nur als dienende und bedingende Veranstaltung notwendig ist. Was zur Not durch ausserleibliche Zugaben ersetzt werden kann, hat im ganzen Zusammenhange des Leibes mindere Würdigkeit und Bedeutung als das was vom Leibe schlechthin unabtrennbar ist, wenn er bestehen und noch Leib bleiben soll. Aber die blosse Unentbehrlichkeit ist doch noch keinesweges ein genügendes Kennzeichen für die grundlegende Bedeutung dieses bestimmten Teiles. So ist es auch bei der Maschine. Sie bedarf der Unterlage, des Gestelles, der Umrahmung, um als diese Maschine zu bestehen und zu wirken; aber die wesentlichen Bestandteile der Maschine sind doch nur diejenigen, die zu den eigentlichen Aufgaben der Maschine mitwirken, nicht diejenigen, die nur die äusseren Bedingungen für solche Wirksamkeit herstellen helfen. Beim Leibe darf man die gleiche Unterscheidung erst recht nicht unterlassen. Des Leibes eigentliches Werk ist nicht das Gehen und Springen,

nicht das Schlagen und Fechten; was ihn zu meinem Leibe, dem Leibe eines denkenden Wesens macht, sind die Verrichtungen, die zu meiner Innerlichkeit in unmittelbarer Beziehung stehen. Damit diese sich vollziehen können, müssen Vorrichtungen in unendlicher Anzahl mitgegeben sein; aber nicht in dem System der Knochen und Bänder, der Gefässe und Flüssigkeiten besteht der Leib, und nicht die Apparate der Verdauung und Ernährung, der Atmung und der Blutbereitung sind diejenigen, auf die es zuletzt ankommt. Sie können nicht entbehrt werden; aber das lässt immer noch die Möglichkeit offen, dass sie unentbehrlich nur sind als äussere Bedingungen, die zu dem, was der Leib zu leisten bestimmt ist, doch nur in äusserlicher Beziehung stehen. Findet sich irgendwo eine Stelle, mit deren Verletzung der Zusammenhalt des Leibes und der ganze Lebensvorgang augenblicklich aufgehoben wird, so beweist das keinesweges, wie man wohl gemeint hat, dass eben an dieser Stelle das erzeugende Princip für den Leib gesucht werden müsse; es könnte ganz wohl sein, dass nur entferntere Bedingungen für den Bestand des Leibes, wie Atmung oder Herzschlag an dieser Stelle so schwer getroffen werden, dass der Leib sich keinen Augenblick mehr als Ganzes zu erhalten vermag.

Genauere Erforschung der Zusammenhänge hat den Neueren mehr und mehr zur Gewissheit gemacht, dass das System der Nerven den eigentlichen Leib im Leibe ausmacht, und dass die den Leib als solchen kennzeichnenden Funktionen an die Nerven als an ihre Träger gebunden sind. Alles andere wird damit zum Gerüste, zur Bedingung, zur Unterlage und Umrahmung für das Leben des Nervensystems als für das wahrhafte leibliche Leben. Aber auch die Nerven selber in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Gestaltung bilden keineswegs eine gleichartige und gleichwertige Masse. Wir wissen heute gewiss viel mehr von diesem wunderbaren Geflechte als frühere Geschlechter; und wenn auch, was wir an gesicherten Erkenntnissen gewonnen haben, immerhin noch ein äusserst geringes gegenüber der Unendlichkeit von Fragen ist, die sich bei jedem Schritte immer von neuem aufthun, und wenn auch die Künftigen ohne Zweifel darüber mehr wissen werden als wir: einiges dürfen wir doch schon als ausgemacht betrachten. So viel wenigstens ist ganz sicher, dass

auch dies System der Nerven sich aus Teilsystemen zusammensetzt mit mannigfacher Wertabstufung, dass es niedere und höhere, dienende und herrschende Systeme giebt in den Nerven selber, und dass auch hier das eine nur die Bedingungen liefert für das andere, was den eigentlichen Sinn und die Bedeutung des Ganzen enthält. An eine letzte räumliche Einheit, einen mathematischen Punkt, in welchem das ganze System sich schliesslich zusammenfasste, darf man allerdings nicht denken. Das wäre nur ein grobes sinnliches Missverständnis. Die räumliche Ausbreitung kann wohl in gewissem Sinne eine Hindeutung auf die inneren Zusammenhänge und Gliederungen der Teile des Systems enthalten; aber es geht über ihr Leistungsvermögen, wenn man ihr zumutet, die gedanklichen Beziehungen und schliesslich gar eine oberste gedankliche Einheit in voller Treue und Strenge wiederzuspiegeln.

Der Unterschied zwischen dem, was eigentlich der Leib selber ist und die dem Leibe als solchem zukommenden Verrichtungen vollzieht, und dem, was nur als Bedingung, als Hilfsmittel und äusserliche Veranstaltung diesem eigentlichen Leibe beigegeben ist, zieht sich somit von den groben Massen der Knochen, Bänder und Muskeln an bis in das System der Nerven selbst hinein. Von diesem System aus absteigend werden die Bedingungen und Stützen immer äusserlicher, immer gröber, und ihre Beziehung auf den Leib selber immer weniger eng, die Abtrennung vom Leibe und der Ersatz durch solches, was dem Leibe selber fremd ist, immer leichter. So gehen denn diese Bedingungen immer weiter zurück bis an den Umkreis des Leibes, bis über diesen Umkreis hinaus in die Aussenwelt hinein. Bedingung für den Leib und Hilfsmittel seiner Verrichtungen ist ja auch der Boden, der ihn trägt, und die Kräfte, mit denen er ihn stützt, die umgebende Atmosphäre mit ihren physikalischen Eigenschaften, das Land und das Wasser, die Sonne mit ihrem Licht und ihrer Wärme, und weiter, immer weiter, der gesamte Naturzusammenhang, in den sich der Leib einreiht und auf den er mit seinem Bestande und allen seinen Thätigkeiten angewiesen bleibt. So erweitert sich der Leib mit dem Umkreise dessen, was als Bedingung zu ihm gehört, ohne Grenzen und verfliesst

ohne bestimmten Unterschied in die Gesamtheit der Aussenwelt hinüber.

Was ergiebt sich aus alledem für die Wissenschaft vom Leibe? Zunächst dies eine, dass der Leib nicht ohne weiteres ein Gegenstand äusserer Wahrnehmung ist, dass das, was am Leibe der Leib ist, keinesweges so, wie man sich das gewöhnlich vorstellt, gesehen und getastet werden kann, dass seine Grenzen unbestimmt sind und er sich von der sonstigen Aussenwelt nicht mit voller Bestimmtheit abhebt. Und daraus ergiebt sich dann das zweite: was der Leib ist, kann nur im Denken erfasst und durch Denken ausgemacht werden. Die gemeine Vorstellung vom Leibe ist entweder völlig irrtümlich, oder wo sie das nicht sein und das Rechte treffen sollte, da träfe sie es durch Zufall und ohne vernünftige Begründung. Nicht das gemeine Bewusstsein, sondern wissenschaftliche Überlegung muss uns daher lehren, was der Leib ist, und sich bei der gewöhnlichen Anschauung, bei der sogenannten Erfahrung, zu beruhigen, zeigt einen Mangel an wissenschaftlichem Sinn an, der den Zugang zur Erkenntnis des Gegenstandes bis zur Vereitelung aller aufgewandten Mühen zu versperren droht.

II.

Indessen, wir müssen der Sache weiter und von anderer Seite nachgehen. Der Leib eines Menschen stellt sich dem gemeinen Bewusstsein als eine Einheit nicht bloss im räumlichen Sinne, sondern auch im zeitlichen Verlaufe dar. Und zwar der Augenblick seines Aufhörens lässt sich in den meisten Fällen mit grosser Annäherung bestimmen. Der Lebensvorgang steht einmal still wie bei einer abgelaufenen Uhr, deren Triebkraft erschöpft ist, oder in der wesentliche Maschinenteile verletzt oder unentbehrliche Bedingungen aufgehoben sind. Der Leib ist dann tot, er ist zum Leichnam geworden. Bei allzu grossem Mangel der Reflexion stellt sich zwar auch dann noch der sinnlichen Anschauung die Sache so dar, als sei auch der Leichnam noch der Leib, oder als sei er gar der Mensch selber, und die Phantasie ergänzt die ausfallenden Lebenserscheinungen mit ihren Erdichtungen, als könnten sie noch fortdauern. Aber dass das übrig gebliebene

Scheingebilde, das mit einem Reste von Ähnlichkeit der Gestalt eine Zeit lang noch den Leib vortäuscht, doch in keinem Sinne des Wortes mehr ein Leib genannt werden darf, das schärfen die sich der Wahrnehmung darbietenden thatsächlichen Erscheinungen mit genügender Deutlichkeit ein, um der erwachenden Reflexion einen kräftigen Anstoss zu geben. Der Leib also erweist sich damit als zerstört, als unwiederherstellbar und völlig vernichtet, und das Ende ist auch als zeitlicher Vorgang festgestellt.

Anders ist es mit dem Anfang. Die Frage, wann ein Leib entsteht, lässt sich nicht so leicht beantworten. Der Keim, auch der befruchtete Keim, ist noch kein Leib; der aus dem Mutterschoosse zum Lichte geborene ist einer. Von welchem der dazwischen liegenden Stadien aber gelten darf, dass mit ihm, was vorher bloss Keim war, nunmehr zu einem Leibe geworden sei, das wird sehr schwer zu entscheiden sein. Dass der Leib einen Anfang in der Zeit hat, scheint gewiss; in welchen Moment der Zeit dieser Anfang fällt, ist nicht auszumachen. Der Zeitpunkt, in dem der neue Organismus die Fähigkeit, in gesondertem äusserem Dasein fortzubestehen, erlangt hat, steht nicht fest; es scheint sich vielmehr der neue Leib in stetiger Folge an den Lebensvorgang des mütterlichen und des väterlichen Leibes anzuschliessen. Mit dem Anfange in der Zeit darf man es also doch nicht gar so genau nehmen; was da vorliegt, sind stetig sich vollziehende Wachstumsvorgänge. Der väterliche und der mütterliche Leib sind aber genau ebenso in stetigem Anschluss an frühere Lebensprocesse aus anderen Leibern erwachsen, und so geht die Reihe immer weiter zurück bis in immer entferntere Glieder, wo keine Erinnerung mehr sie zu verfolgen vermag.

Wir lassen ein Menschenleben mit der Geburt als einem bestimmten Ereignis beginnen, das sich leidlich genau auf einen Augenblick der Zeit festlegen lässt; aber man kann nicht in demselben Sinne auch dem Leibe einen Anfang setzen. Die unbestimmt vielen Leiber vielmehr mit ihrem Wachstum und ihren Zeugungsverrichtungen bilden von unvordenklicher Zeit her eine stetige, ununterbrochene Reihe mit unausdenkbaren Verzweigungen in der wohl jeder Leib auch zeitlich seine Stelle einnimmt, aber

doch nicht als durchaus gesondert und vereinzelt, sondern als Glied der Reihe in stetigem Anschluss an Vorhergegangenes und ohne dass ein bestimmter Zeitpunkt die Loslösung zur Selbständigkeit aus dieser Reihe bezeichnete. Was aber vom Anfang gilt, das wird auch wohl vom Ende gelten müssen. Und in der That, ist dieser bestimmte Leib als ein in gewissem Sinne selbständiges und abgesondertes Glied der Reihe zerstört, so ist er doch damit nicht ganz zu Ende. Sein Leben dauert fort in dem Leben des von ihm Gezeugten oder Geborenen, oder wo er selber an dem Geschäfte der Zeugung sich nicht beteiligt hat, in dem Leben dessen, was mit ihm auf gleichem Stamm entsprossen weiter wächst und zeugt. Wer sich also vor dem Vorwurfe einer allzu weit getriebenen Paradoxie nicht scheut, der dürfte sagen: jeder einzelne Leib ist nur ein Glied an dem einen allgemeinen Leibe der Menschheit, auf dem und aus dem jeder zu scheinbarem Sonderbestande erwachsene Leib seinen Ursprung hat, und in dessen Lebensprocesse er sich zu seiner Zeit und an seiner Stelle einreiht. Und wer so sagen wollte, der würde sich jedenfalls weit weniger von der Wahrheit entfernen, als ein anderer, der immer nur den einzelnen Leib in seiner völligen Gesondertheit und seinem Einzeldasein als in bestimmte zeitliche Grenzen eingeschlossen ins Auge fasst.

Dem sei nun so oder anders, jedenfalls vermag man in dem Zeitraume von der Geburt bis zum Tode den Leib für die Wahrnehmung als einen einheitlichen Gegenstand festzuhalten. Zwar er verändert sich unausgesetzt; aber das hebt seine Einheit und Dieselbigkeit nicht auf. Einen langen Zeitraum hindurch wächst der Leib, vor allem an Länge, wenn auch sonst in jeder Dimension, und der zuerst ganz unscheinbare Gegenstand gewinnt beträchtlichere Ausdehnung. Dann hört die Zunahme in der Längsrichtung auf; es tritt in dieser Beziehung ein Stillstand ein, der zuletzt wohl geradezu in eine Abnahme übergeht. Aber damit ist die Veränderung des Leibes, auch wenn wir nur auf das achten, was sich der äusseren, der sinnlichen Wahrnehmung am unmittelbarsten darbietet, keineswegs erschöpft. So lange der Leib da ist, ist er niemals auch nur einen Augenblick im Zustande der Ruhe; der Lebensvorgang, der sein Dasein ausfüllt,

setzt eine ununterbrochene, den ganzen Leib in allen seinen Teilen ergreifende Veränderung. Allerdings von Augenblick zu Augenblick und von einem Tage zum anderen können wir mit unserer Wahrnehmung diese Veränderung nicht verfolgen; dazu bedürfte es schon besonderer Hilfsmittel, um unser natürliches Wahrnehmungsvermögen zu verstärken. Aber bei einem Wiedersehen nach längerem Zeitverlauf bemerken wir die Veränderung wohl, die sich als eine Summierung kleinerer Spuren in kürzeren Zeiträumen allmählich zu beträchtlicher Grösse gesteigert hat; nach vielen Jahrzehnten aber kann diese Veränderung so gross geworden sein, dass sie die Wiedererkennbarkeit erschwert oder ausschliesst. Und dennoch tragen wir kein Bedenken, den Leib immer noch als einen und denselbigen anzusprechen, dessen Einheit und Dieselbigkeit auch durch die stärkste Veränderung keineswegs aufgehoben worden ist.

Worauf beruht nun die Einheit des Leibes in den verschiedenen Phasen seiner sinnlichen Erscheinung? Was giebt uns das Recht, den so ganz verschiedenen Leib des Säuglings, des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Mannes, des Greises als einen und denselben zu bezeichnen? Nicht die Identität der Persönlichkeit ist dabei das Entscheidende; denn wir schliessen vielmehr umgekehrt aus der Einheit des wiedererkannten Leibes auf die Identität der Person, und nur ausnahmsweise, wo die leiblichen Merkmale versagen, suchen wir sie durch Merkmale aus der Innerlichkeit der Person oder aus den ihr beigegebenen Sachen zu ersetzen oder zu ergänzen. Im allgemeinen dürfen wir sagen: die Identität des Leibes in der Reihenfolge seiner Veränderungen steht uns von vorn herein fest, etwa wie die Identität des Wagens, den wir an zwei verschiedenen Punkten des von ihm durchmessenen Weges beobachten. Die Identität wird auch hier durch unsere Denkthätigkeit zur Wahrnehmung hinzu ergänzt, und wie es uns von vorn herein feststeht, dass dieser Wagen durch alle Punkte der Linie hindurchgegangen sein muss, wenn wir ihn auch nur an zwei von diesen Punkten gesehen haben, so wissen wir mit völliger Bestimmtheit, dass dieser Leib identisch geblieben ist auch in den Zeiträumen, wo wir ihn nicht haben beobachten können. Für gewöhnlich schliessen

wir dann aus der Identität des Leibes weiter auf die Identität der Person, der er angehört, und nicht umgekehrt.

Noch viel weniger ist es die Identität der Stoffe, aus denen der Leib besteht, was uns die Identität des Leibes verbürgt. Schon die einfachste Wahrnehmung lehrt uns, dass die Stoffe wechseln und der Leib trotzdem bleibt. Beobachten wir aber mit einigermassen geübter Reflexion und mit den geeigneten Hülfsmitteln die Lebensprocesse des Leibes, so ergiebt sich, dass in verhältnismässig kurzer Zeit von den Stoffen, die eben noch den Leib gebildet haben, nichts mehr übrig geblieben ist, sondern andere an ihre Stelle getreten sind, gleichartige vielleicht, aber wenigstens numerisch verschiedene. Da ist ein unausgesetztes Gehen und Kommen, Aufnehmen und Ausscheiden, Umbilden und Wiederherstellen. Alte Verbindungen lösen sich auf, neue werden eingegangen. Zwischen dem Leibe und der umgebenden Welt findet ein stetiger Austausch statt, und die Geschichte des Leibes ist diese ununterbrochene Wechselwirkung zwischen dem Leibe und den Dingen um ihn, bei der nichts oder fast nichts an seiner Stelle bleibt und der stetigen Auflösung durch eine ebenso stetige Erneuerung gewehrt wird. Käme es auf die Stoffe an, die der Leib in seiner niemals rastenden Veränderung aufnimmt und verbraucht, so könnte von einer in den verschiedenen Momenten der Zeit sich erhaltenden Identität bei ihm noch viel weniger die Rede sein, als bei irgend einem anderen Gegenstande der äusseren Wahrnehmung. Denn nirgends, so weit irgend die Beobachtung reicht, ist der Wechsel und Austausch der Stoffe und die Mannigfaltigkeit und Rastlosigkeit der Veränderung so ausgesprochen wie beim Leibe. Muss gleichwohl die Identität des Leibes in den verschiedenen Stadien seiner Entwickelung anerkannt werden, so muss diese Identität in anderen Dingen begründet sein, als in der Identität der Stoffe, aus denen sich der Leib zusammensetzt.

Worin nun diese Identität des Leibes durch alle Stadien seines zeitlichen Daseins sich unserer Wahrnehmung darstellt, danach brauchen wir nicht lange zu suchen. Man erkennt den Menschen, wie man sich ausdrückt, wieder an seiner Gestalt. Das ist aber nicht bloss ein künstliches Hilfsmittel, ein äusserliches Kennzeichen, das für uns bequem wäre, sondern es trifft

mit dem Wesen der Sache zusammen. In der That, dasjenige am Leibe, was sich im Wechsel der Stoffe erhält, das ist die Gestalt. Der Leib, indem er sich in jedem Augenblicke neu aufbaut, befolgt ein bestimmtes Princip in der Anordnung der Teile, dem sich die neu hinzutretenden stofflichen Elemente genau ebenso fügen, wie die ausscheidenden sich ihm gefügt hatten. Da ist zunächst ein Grundschema für den menschlichen Leib überhaupt, das sich in jedem einzelnen Leibe wiederholt, und ein Grundschema für die Entwickelungstufen des Leibes, das ebenso jedesmal wiederkehrt. Da ist aber ferner innerhalb der durch dieses Schema gegebenen Grenzen die Unendlichkeit der Modificationen, die für einzelne Gruppen innerhalb der Menschengattung kennzeichnend sind, die nähere Bestimmtheit der leiblichen Gestalt bei Rassen und Völkern, Stämmen, Geschlechtern und Familien. Und endlich reicht die unerschöpfliche Variabilität des gemeinsamen Schemas innerhalb dieser Besonderheiten auch noch aus, um jedem Einzelwesen in seiner leiblichen Erscheinung einen nur ihm eigentümlichen Stempel aufzuprägen, der ihm in aller Veränderung des leiblichen Lebens anhaftet und seine Individualität untrüglich auch für die äussere Wahrnehmung festlegt. Kommen durch ein seltsames Naturspiel Ähnlichkeiten der Gestalt, die das Urteil irre führen könnten, bei nahe verwandten und selbst bei weit auseinanderliegenden Persönlichkeiten vor, so erregt eine solche Erscheinung als Ausnahme und gegen die allgemein herrschende Regel anlaufende Zufälligkeit Staunen und Verwunderung. Aber auch in diesen Fällen ist die Ähnlichkeit doch auf die gröberen Umrisse beschränkt und erstreckt sich nicht auf die feineren Einzelheiten; es bedarf nur einer genaueren Untersuchung und verschärften Aufmerksamkeit, um die gründliche Verschiedenheit festzustellen und die ausschliessende Bestimmtheit in der Leibesgestalt jedes Individuums sicher zu erfassen.

Was den Leib zu dem einen, im Zeitverlauf identischen macht, ist also die Bestimmtheit seiner Form. Es giebt eine allgemeine, eine gattungsmässige Form für den Menschen überhaupt, an der man den Menschen erkennt, und es geschieht regelmässig, dass diese Form vom Zeugenden auf das Gezeugte übertragen wird,

so dass der Mensch den Menschen zeugt, ebenso wie der Löwe den Löwen und der Adler den Adler. Es giebt aber weiter jene besonderen Formen, die ebenso in dem engeren Kreise sich erhalten und immer wieder neu erzeugen, und zuletzt die individuelle Form des einzelnen Leibes, die diesen von allen anderen unterscheidet, die sind oder gewesen sind oder sein werden. Aber auch diese individuelle Form ist noch ein Allgemeines, das sich erhält, das im Verlaufe der Zeit und in aller Veränderung dasselbe bleibt, und das wir unter den verschiedensten Umständen als dasselbe erfassen. Diese Form ist wie ein Gesetz, das zwanglos, selbstverständlich, von innen heraus vollzogen wird. Im Lebensprocesse bauen die Stoffe immer wieder dieselben Gebilde, erneuern sich immer wieder die Knochen, die Muskeln, die Nerven, das Blut, nicht nur mit den allgemeinen, für den Menschenleib überhaupt bezeichnenden Eigenschaften, sondern ebenso auch mit den Besonderheiten, die die Gruppen und die Individuen zu eigen haben. So bleiben in der Einzelgestalt auch die wesentlichen Kennzeichen ihrer Erscheinung, indem das Gesetz und der Stil des individuellen Bauwerks von allen Baumaterialien stillschweigend wie nach einem vorgezeichneten Plane innegehalten wird. Es ist gewiss ein tiefes Geheimnis um diese physiognomische Bestimmtheit der Gestalt. Nur ganz weniges lässt sich ausmessen, ganz weniges ist einer Beschreibung zugänglich; aber fast untrüglich ist das Gefühl, in dem wir die Eigentümlichkeit wahrnehmen, ohne sagen zu können, was wir denn eigentlich als diese eigentümliche Bestimmtheit wahrnehmen. In festen Formen, in Haltung, Bewegung und Gebärde tritt uns das unterscheidende Wesen der individuellen Gestalt mit unverkennbarer Deutlichkeit entgegen, und in diesem Eindrucke der äusseren Erscheinung erfassen wir die Identität des sich stets verändernden Leibes vermittelst der alle seine Veränderungen durchwaltenden, sie beherrschenden und zügelnden Form.

„Eine Stirn, so oder so gewölbt; der Rücken einer Nase, so vielmehr als so geführt; Augenbraunen, die auf einem scharfen oder stumpfen Knochen so oder so sich schlängeln; eine Linie, ein Bug, ein Winkel, eine Falte, ein Mahl, ein Nichts“ im Angesicht, ein unbestimmbarer Zug im Klange der Stimme oder in

Aussprache und Betonung, die ganz besondere Art zu schreiten, die Hand zu heben, mit der Schulter zu zucken, sich über die Stirn zu streichen: dergleichen lässt uns den alten Freund, den Bekannten, den Schulkameraden nach drei, vier Jahrzehnten wiedererkennen. Die Haare, die wir blond kannten, sind seitdem weiss geworden oder ausgegangen; die vormals hohe Gestalt ist gebeugt, die Haut gefaltet, das Feuer des Auges erloschen, und doch, in der so gründlich veränderten Erscheinung hat sich die Gleichheit der Form erhalten; in den Verhältnissen, den Begrenzungen, den Abmessungen stellt sich uns ein Eigentümliches dar, das wir so nirgends sonst angetroffen haben, und das in der einst geliebten oder gehassten Gestalt alle die Zeit hindurch geblieben ist, wie es uns dereinst vertraut war. So erkennen wir den Menschen wieder als denselbigen und von allen anderen Menschen unterschiedenen.

Im Wechsel der Stoffe, aus denen der Leib besteht, ist also etwas, was sich erhält, und das ist die Form. Die Form muss uns deshalb als die Substanz des Leibes gelten, nicht die Stoffe, die ohne irgend welchen Unterschied für das Wesen des Leibes gehen und kommen. Das Stoffliche am Leibe ist Accidenz; seine Gruppierungen sind blosse Modi der Attribute, die der Form als solcher, als Form eines Menschenleibes und dieses bestimmten individuellen Menschenleibes, zukommen. Der grobe Sinn des ins Sinnliche versunkenen gemeinen Bewusstseins freilich hält gerade das Stoffliche für die Substanz und weigert sich irgend etwas anderes als Substanz anzuerkennen ausser dem körperlich Ausgedehnten, ausser dem, was sich mit den Händen greifen, mit den Zähnen kauen lässt, woran man sich den Schädel einrennen kann. Aber das darf uns nicht hindern, im Menschenleibe wenigstens, und wohl auch im Leibe überhaupt, im Leibe aller lebendigen Wesen, der Tiere und der Pflanzen, überall da wo Organisation und Leben ist, als die eigentliche Substanz die Form zu erkennen, die sich erhält, die die Einheit und Dieselbigkeit des Leibes ausmacht, die für alle Lagerung und Gruppierung der wechselnden Stoffe das Gesetz und die Norm bildet mit unbedingter Macht und Herrschaft. Wollen wir also den Leib verstehen, so müssen wir bei ihm auf die Form achten; das Wesentliche am Leibe

ist Eidos, Idee. Unser Leib baut sich durch ein Gesetz der thätigen Form, welches in dem ununterbrochen regen Lebensprocesse die wechselnden Stoffe ohne äussere Gewalt durch innere Bildungskraft in ihrem Dienste erhält, um die eine mit sich identische Gestalt durch alle im Prinzip der Form selbst mit gesetzten zeitlichen Stufen des Werdens, der Veränderung und Entwicklung zu erhalten und immer neu zu bilden.

Mithin ist der Leib gar kein Ding; der Leib ist ein Vorgang. Die Form und ihr Gesetz, das was die Idee des Leibes ausmacht, ist nicht ausserhalb des Leibes und ausserhalb seines Lebensprocesses, sondern sie ist im Leibe und ist der Leib selber, nicht als ruhendes Ding, sondern als thätiges Geschehen. Wir haben so schon mancherlei, was der naive Sinn früherer Geschlechter für Dinge hielt, und was die reflexionslose Gewohnheit der Ungebildeten noch heute als Dinge nimmt, vielmehr als Arten des Geschehens auffassen gelernt: das Feuer und die Wärme, das Licht und die Farben. Wir sollten uns endlich entschliessen, die Vorstellung vom Leibe auf dieselbe Weise zu berichtigen. Die 80 Kilogramm organischer Kohlenstoffverbindungen sind nicht der Leib, sind nur der jeweilige Niederschlag seines niemals stillestehenden Processierens, seine äussere, für die sinnliche Wahrnehmung fassbare, in das Reich der anderen Dinge eingereihete Erscheinung. Da uns das Wort zu Gebote steht, können wir diesen Niederschlag, diese Erscheinung, unseren Körper nennen im Unterschiede von unserem Leibe, und diesen Sprachgebrauch innezuhalten wird rätlich sein. Ob es überhaupt Dinge wirklich giebt in dem Sinne, den das gemeine Bewusstsein mit dem Worte verbindet, das haben wir hier nicht zu untersuchen und nicht auszumachen. Jedenfalls, der Leib ist aus der Reihe der Dinge zu streichen; er gehört in keinem Sinne dahin. Es ist damit auf anderem Wege dasselbe Ergebnis erreicht, das wir vorher auf Grund der räumlichen Ausbreitung des Leibes ausgesprochen haben. Man kann den Leib weder sehen noch tasten, weder vierteilen noch verbrennen; den Leib können wir nur denkend erfassen. Wenn wir wissen wollen, was der Leib seiner Substanz nach ist, so müssen wir uns über die sinnliche Anschauung und die gemeine Vorstellung

erheben. Im Reiche der Ideeen, da wo die reinen Formen wohnen, da dürfen wir hoffen dem Leibe zu begegnen.

Dieses Reich der Ideeen braucht man ja freilich nicht gerade im Jenseits, irgendwo da drüben, viele Millionen Meilen von hier zu suchen. Im Gegenteil, es ist ganz nahe, ja das Allernächste. Es ist nur nötig, sich bloss dem Denken anzuvertrauen und von der Sinnlichkeit abzusehen, so ist man schon mitten darin. Diese Erhebung ist uns auch ganz geläufig, wenn wir nur darauf achten wollten. Unsere Naturforscher bewegen sich fortwährend in diesem Reiche, sie wissen's bloss nicht. Sowie von Gesetzen die Rede ist, die das wechselnde Werden — sagen wir beherrschen, wir könnten auch sagen es ausdrücken, es zusammenfassen, auf Einheit und Gleichheit und Allgemeinheit zurückführen, da sind wir schon im Reiche der Ideeen. Die Ideeen schweben eben nicht über den Dingen als etwas ihnen Fremdes im intelligiblen Ort; sie sind in den Dingen, oder besser, sie sind die Dinge selber, Substanz, Wesen und Begriff der Dinge, und darum zugleich ihre Wahrheit und Wirklichkeit, die dauernden Gedanken in dem, was in schwankender Erscheinung schwebt, das Grundgesetz in den Dingen, das sie vollziehen müssen und von dem sie nicht weichen können. Die Dinge sind ja wohl auch sinnlich; aber das zu sein ist nicht ihre letzte Bestimmung. Es ist bloss der Anfang ihres Daseins, diese ihre Sinnlichkeit, und sie arbeiten sich aus dieser fortschreitend heraus, oder man kann auch sagen, sie werden aus der Sinnlichkeit erlöst und befreit, gerade so wie auch unser inneres Leben mit der Sinnlichkeit als mit dem Kindheitszustande beginnt, dann aber nur das Wahre, was darin wohl gegenwärtig war, aber als Verhülltes und Verkleidetes gegenwärtig war, festhält und zur Geistigkeit fortschreitet im Gedanken, in dem wir wieder dieselbe Welt, aber nun in einer höheren, in der ihr eigenen, wahren Form haben.

Was von den Dingen überhaupt gilt, das gilt ebenso auch vom Leibe. Wir kennen in sinnlicher Anschauung den Leib als ein äusseres Ding, etwa wie wir einen Steinblock oder einen Sandhaufen kennen. Durch denkende Selbstbesinnung auf das, was wir als den Leib kennen, finden wir, dass des Leibes Wesen nicht die Stoffe sind, die ihn in diesem oder einem anderen

Augenblicke zusammensetzen, sondern die Form, nach der sich diese Stoffe zusammengefügt haben und immer wieder aufs neue zusammenfügen. Diese Form als das in den stofflichen Veränderungen wirksame Gesetz, als das gestaltende Princip, als der eigentliche Leib, als der Grund dafür, dass dieses sich stetig verändernde Wesen in aller Veränderung mit sich eins und identisch bleibt, schwebt nicht über den Stoffen wie ein Herrscherwort oder eine Zuchtrute, sondern steckt darin als eine innere Anlage, ein sich entwickelnder Keim, ein geschlossener, anderes ausschliessender Kreis von Möglichkeiten, von denen nur einige nachher im Lebensverlaufe zur Wirklichkeit werden. So hat, was geistig aus mir geworden ist, in mir gesteckt, sonst wäre ich's nicht geworden; aber ich hätte ganz wohl bei einiger Gunst der Umstände noch anderes und auch besseres, ich hätte sogar ein richtiger Professor werden können; freilich ein Feldherr, ein Staatsmann, ein Physiker, ein Kaufmann oder ein Höfling wäre nie aus mir geworden. Mit den Entwickelungen meines Leibes steht es ebenso. Zu einem Adonis oder Antinous fehlte jegliche Anlage; aber ein Seiltänzer, Schnellläufer oder Balletmeister hätte möglicherweise dringesteckt. Man kann es nur nachträglich so genau nicht wissen.

Die Anlage ist das Erste, ihre Verwirklichung das Letzte; alles Äussere muss ihr dienen als Mittel oder als Bedingung. Weil die Anlage das Erste ist, ist sie zugleich der Zweck, und sie erweist sich als solcher, indem das Letzte sie selber ist, aber nun nicht mehr als blosse Anlage, sondern als Verwirklichung. Der ganze Vorgang aber ist das Leben, und das Lebendige ist der Leib. Da ist keinen Augenblick träge Ruhe oder Stillstand; die stets lebendige Bewegung aber ist geregelt und gehorcht dem Gesetze der Form: „Nach dem Gesetz, wonach du angetreten, so musst du sein; dir kannst du nicht entfliehen. So sagten schon Sibyllen, so Propheten. Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt." Das Seiende am Leibe, das sich erhält, ist das Gesetz seiner Entwickelung; alles andere an ihm ist ein stetiges Werden und bietet sich nur unserer sinnlichen Anschauung als ein äusseres Ding dar. Durchschauen wir die Hülle, so erfassen wir im Werden

das Bleibende als das Gesetz der Form, und dessen bemächtigen wir uns im Denken. Der Leib will wie alles Seiende gedacht werden, und dem Gedanken erschliesst er sich als das, was er in Wahrheit ist, als Idee. Wer den Ausdruck lieber hat, mag auch sagen als Entelechie. Die Hauptsache dabei ist immer dies, dass Leib und Idee oder Entelechie nicht zweierlei sind und auseinanderfallen, sondern dass sie eines sind. Der Leib selber ist Idee, und wenn wir hinter seine Erscheinung zurückgehend ihn als das erfassen, was er wirklich, was er in Wahrheit ist, so erfassen wir ihn als Idee. Der Leib ist nicht bloss das, als was er unmittelbar, als was er dem sinnlichen Bewusstsein erscheint. Er ist in gewissem Sinne und in bedingter Weise auch der sinnliche Gegenstand, für den wir ihn zunächst halten; aber er ist mehr als das, er ist dieses Mehr auch schon mitten in seiner Sinnlichkeit, und auch hier erweist sich das Sinnliche schon als das Übersinnliche. Man muss nur genauer zusehen, so ertappt man das jenseitige Reich mitten in der Diesseitigkeit.

Der Leib, dieser grobe, täppische Gesell, wie man ihn gewöhnlich auffasst, was ist er doch für eine wunderbare, ideeendurchwirkte Gestalt, wenn man ihn näher betrachtet! Man soll auch nicht einmal spöttisch reden von diesen 80 Kilogramm organischer Materie, von dem Körper als dem Träger der Idee des Leibes. Denn sind sie auch nicht das Wunderwerk des Leibes selber, so gehören sie doch dem Leibe an als sein Element, als das Material für seine Verwirklichung. Eben dies, was man tastet und sieht, hat doch auch seine hohe Würde; denn es ist des Leibes nächste Erscheinung, das Merkmal seiner Anwesenheit. Der Leib selber ist ein System von ideellen Beziehungen; aber die sinnlich greifbaren Baustoffe sind einerseits Momente in diesem System, und sind andererseits Bedingungen, ohne die das System zu keinem äusseren Dasein gelangte. Der Vorgang, den wir Leib nennen, verschmilzt eben beide Momente mit einander: das ideelle Gesetz des Bildens und das sinnliche Material, in dem die Bildung sich vollzieht, und aus beiden in Gemeinschaft erzeugt sich ideell und materiell zugleich die im Wechsel des Geschehens sich erhaltende Gestalt. Darum ist hier jede Einseitigkeit der Betrachtung so verderblich. Da ist nichts bloss sinnlich und nichts bloss

übersinnlich; in jedem Punkte der räumlichen Ausdehnung wie in jedem Momente der zeitlichen Veränderung ist das Sinnliche und das Übersinnliche in innigster Durchdringung verschmolzen. Diejenigen, die von einem im Stoffleibe schon mitgegebenen ätherischen, einem astralischen Leibe reden, um im Leibe selber etwas recht Geistiges und Ehrwürdiges zu finden, beweisen eben damit nur, dass sie trotz des Strebens sich zu erheben immer wieder in die grobe Sinnlichkeit der Anschauung zurückfallen. Was an dem Leibe Übersinnliches, Jenseitiges anerkannt werden muss, das soll nach diesen Leuten doch wieder in sinnlicher Wahrnehmung erfasst werden können, sichtbar, hörbar, tastbar, und sich durch kindisches Gebahren als Spukgestalt, materialisiert, klopfend, schreibend, berührend, vernehmlich machen. Solche Phantasterei ist nichts als widerliche Verzerrung. Dieser sinnliche Leib reicht völlig aus für den, der, was in ihm liegt, im Gedanken festzuhalten entschlossen ist. Das Übersinnliche muss im Sinnlichen selbst erfasst werden, und das geschieht im Denken. Wer wissen will, was der Leib in Wahrheit ist, der muss einen Gedanken rein erfassen können, den Gedanken des Zweckes, der sich im sinnlichen Material als dessen eigenes, einwohnendes Gesetz verwirklicht, den Gedanken des Lebens, das sinnvoll ein äusserlich Daseiendes und Bewegtes zur Stätte seiner Offenbarung erhebt. Allerdings wird dann dieses Äusserliche selber nicht als rein äusserlich, das vom Lebensvorgang Ergriffene nicht als an sich tot gelten dürfen. Dem Materiale, das dem Leben dient, geschieht keine Gewalt in diesem Dienste; es bietet sich bereitwillig dar mit den in ihm schlummernden Anlagen und Kräften, und von der Idee des Lebens innerlich entzündet, nimmt es himmlische, göttliche Natur an. Es ordnet sich und gestaltet sich in unerschöpflicher Regsamkeit zu dem niemals genug zu preisenden Wunderbau des Leibes, in dem wir die Herrlichkeit der Idee mit Augen sehen und mit Händen greifen können.

III.

Man wird nun sagen: das sei ja alles selbstverständlich und die ganze Betrachtungsweise höchst elementar. Ganz richtig; das ist sie, und das soll sie auch sein. Die Kategorieen, die diesen

Gedankengang durchwalten, selber zu erörtern, ihr Recht und die Grenzen ihrer Anwendbarkeit zu untersuchen und sie gegen einander abzugrenzen, würde an dieser Stelle unmöglich, mindestens aber unzweckmässig sein. Einiges zur Ideeen- und Kategorieenlehre, was auch in die gegenwärtige Betrachtung einschlägt, haben wir in unserer Abhandlung über „Das Gedächtnis“ angedeutet; daran mag hier erinnert werden. Auch dass das Vorgetragene neu ist, wird nicht behauptet. Der Einwand, das alles hätten schon andere vor uns ebenso oder ähnlich und hätten es besser gesagt, trifft nicht. Es kann nicht immer nur ganz Neues gesagt werden; zuweilen muss man auch das Selbstverständliche und Bekannte sagen, nicht bloss für die, denen es etwa noch neu und unbekannt sein möchte, sondern auch für die Kundigen selber als Anlass zu erneuter Prüfung und Selbstbesinnung. Und wenn man es nicht besser sagen kann als die anderen, so muss man sich damit begnügen, es so gut zu sagen wie man kann. Vielleicht findet sich doch ein Leser, der stutzig wird, einmal ein altes Lied wieder vortragen zu hören, das von den beliebtesten und modernsten Melodieen weit abweicht, und den es reizt, solchen ganz curiosen und unzeitgemässen Gedanken einmal näher nachzugehen. Denn dass die guten Alten so ganz unverständig und unwissend gewesen wären und die Neuesten allen Verstand und alle Einsicht allein für sich in Anspruch nehmen dürften, ist schwer zu glauben. Wir sind deshalb schon ganz zufrieden, wenn man das Vorgebrachte auch nur mit Entschiedenheit ablehnt, vorausgesetzt, dass einige Erwägung vorhergeht. Es gilt ja nicht, Proselyten zu machen für einen alten Glauben; es reicht schon aus, wenn ein selbstgewisser Dogmatismus nur einigermassen erschüttert oder zum verwunderten Kopfschütteln veranlasst worden ist. Ein weiteres darf man sich heutzutage nicht zum Ziele setzen; die Zeit und die Lage gebietet Bescheidenheit.

Also der Leib ist in sinnlicher Erscheinung etwas Übersinnliches, nicht so, dass dieses Übersinnliche draussen wäre und der Leib davon abhinge, sich ihm fügen und gehorchen müsste, sondern der Leib ist ganz und gar vom Übersinnlichen durchdrungen, und dieses Übersinnliche ist gerade das, was am Leibe

der Leib ist. Um zum Übersinnlichen zu gelangen, brauchen wir nicht aus dem Leibe hinaus, über den Leib hinweg zu gehen; wir können es im Leibe selber ergreifen. Es gehören dazu nur die rechten Augen, die Augen, die nicht bloss Dingliches und Stoffliches und Räumliches, sondern die darin auch die Formen und Begriffe und Ideeen zu schauen vermögen.

Das wäre nun an sich schon ein ganz hübsches und erspriessliches Ergebnis. Aber an diesem Punkte angelangt müssen wir offenbar eines nachholen, was wir schon so lange ausser Augen gelassen haben. Warum denn eigentlich wird mit solchem Nachdruck vom Leibe gehandelt? woher das gewaltige Interesse am Leibe? Doch wohl, weil der Leib mein Leib, der Leib der anderen, überhaupt der Leib von Menschen ist. Dies ist das Interesse, das wir am Leibe nehmen, dies aber auch die grosse Schwierigkeit und das eigentliche Problem.

Der Leib ist mein Leib, er ist es auch von vorn herein gewesen. Ich habe keine Erinnerung an einen Lebensmoment, wo ich ohne den Leib gewesen wäre. Das heisst, in gewissem Sinne mag es immerhin wahr sein, dass ich mir meinen Leib selbstthätig erworben habe. An den kleinen Kindern wenigstens kann ich es alle Tage sehen, wie unbehilflich solch ein beginnender Menschenleib ursprünglich ist und wie locker die Verbindung zwischen dem Leibe und dem Menschen. Solch ein kleiner Mensch, ein Säugling, mag ja als Mensch noch sehr wenig bedeuten, so zu sagen wenig Inhalt haben; aber man wird ihn immerhin schon müssen als Menschen gelten lassen und ihm den Leib als den seinen zuschreiben. Und wie wenig vermag er doch mit diesem seinem Leibe anzufangen! Diese Füsschen gehen noch nicht und diese Händchen greifen nicht; alle Bewegungen wie ungeschickt und unsicher! Erst allmählich lernt das Kind sich seines Leibes bemächtigen, und dann erst dienen ihm die leiblichen Organe und Kräfte zu seinen Zwecken und Bedürfnissen. Wie sich diese Änderung vollzieht, daran habe ich noch eine leidlich genügende Erinnerung aus der Zeit, wo ich schreiben lernte. Es gab einmal eine Zeit, wo ich nicht schreiben konnte; — boshafte Leute freilich werden behaupten, ich verstände es auch heute noch nicht; — und dann habe ich

fleissig meine Glieder geübt, besonders aber meine Hände, bis mir das Schreiben geläufig war. Und so ist es mit dem Klavierspielen, worin ich es allerdings nicht sehr weit gebracht habe, und mit dem Tanzen, worin ich einst gross war, und mit anderen Thätigkeiten. Wenn ich jetzt schreiben oder spielen oder tanzen will, so geht die Sache ganz von selber, ganz ohne Aufwand von Mühe und Nachdenken, ganz ohne Bewusstsein und besondere Aufmerksamkeit; meine Glieder machen es für mich, statt meiner ab. Ich habe mich und meinen Leib zugleich geübt und gewöhnt, bis wir beide, ich und mein Leib, mit einander auf einen vertrauten Fuss gekommen sind und uns an einander gewöhnt haben, und so sind wir mit der Zeit immer mehr eins geworden.

So viel wenigstens mag aus diesen Thatsachen hervorgehen: der Leib, wie ich ihn überkommen habe, war noch nicht fertig und abgeschlossen; ich habe erst helfen müssen ihn weiter zu bilden. Andere haben mich dabei durch Anweisung und Erziehung unterstützt; aber die Hauptsache habe ich doch selber gethan. Der Leib wie ein sprödes Material musste erst geschmeidigt werden, bis ich ihn commandieren konnte. Nun aber ist er mir bis zu einem hohen Grade unterworfen, und nun kann ich vielerlei Dinge mit ihm ausrichten, die er in treuem Gehorsam gegen mich vollzieht: gehen und stehen und reiten und radeln, schneiden und nähen, mich bücken und neigen und mir dadurch Gunst verschaffen bei Herren und Damen.

Mein Leib ist also mindestens teilweise mein Werk. Ich würde sicherlich nicht so aussehen, wie ich aussehe, wenn ich meinen Leib zu anderen Thätigkeiten und Äusserungen veranlasst hätte, als zu denen, die ihm nun geläufig geworden sind. Wäre ich ein Schneider, so würde ich wie ein Schneider, und wäre ich ein Pfaffe, so würde ich wie ein Pfaffe aussehen. Jetzt aber sehe ich aus, — nun wie ein Professor, mit Respect zu sagen. Meine Glieder würden andere Vermögen und Fertigkeiten angenommen haben, als sie jetzt besitzen, wenn ich sie anders geübt und erzogen hätte. Wie mein Leib jetzt ist, so ist er nicht ohne mich geworden, nicht ohne das, was ich ausdrücklich zu thun beabsichtigte, aber auch nicht ohne das, was ich absichtslos und ohne Bewusstsein in mir habe werden und wachsen lassen. Und

nun übe ich meine Herrschaft über ihn als meinen Diener. Wie der Leib mein Werk ist, so ist er auch mein Werkzeug. Ich bediene mich seiner, um gewisse Wirkungen zu vollführen. Die Kraft meiner Arme und meiner Beine wird mir zum Mittel für meine Zwecke, etwa wie ich mich sonst eines Werkzeugs oder einer Waffe bediene, und andere Leute wenigstens vermögen dieses Mittel als das ihrige immer weiter durchzubilden bis zu einem staunenswert hohen Grade von Feinheit, indem sie die Geige streichen, den Pinsel oder den Meissel führen, auf gespanntem Seile tanzen oder auf dem Zweirad die höchste Kilometerzahl in gegebener Zeit durchmessen.

Indessen, die Sache hat doch noch eine andere Seite. Mein Leib mag nicht von vorn herein fertig gewesen sein; immerhin war er doch schon etwas Bestimmtes und hatte gewisse Vermögen und Anlagen, teils solche, die jeder Leib hat, teils solche, die ihm insbesondere eigen waren, und anderer Vermögen, die andere Leiber haben, entbehrte er. Mit dieser seiner Eigentümlichkeit wird doch wohl der Leib bei dem engen Verkehr, in dem ich vom ersten Tage an zu ihm gestanden habe, auch wohl auf mich eine Gegenwirkung geübt haben. Ich hätte nicht alles, nicht jedes Beliebige aus ihm machen können; nicht jeder wünschenswerte Grad von Gesundheit, Kraft, Schönheit, Geschicklichkeit des Leibes war mir erreichbar; zu manchen Vorzügen und Fertigkeiten trug er die Anlage in sich, zu anderen nicht. Wäre mein Leib ein anderer gewesen, so würde ich auch anders geworden sein, und hätte seine Entwickelung nicht unter der Einwirkung äusserer Umstände diese Richtung eingeschlagen, so würde ich auch nicht der sein, der ich bin. Denn der Leib ist mit der ganzen äusseren Welt aufs engste verflochten, und vermittelst des Leibes gerate ich selber in die Abhängigkeit von der Aussenwelt und ihren Kräften und Vorgängen.

Aber ist es denn auch nur eine angemessene Ausdrucksweise, wenn ich sage, dass ich mich meines Leibes bediene? Zwar der Arme bediene ich mich, etwa um einen Apfel zu schälen oder um Holz zu spalten, und der Beine, um die Treppe emporzuklimmen oder die Thüre einzustossen. Aber dass ich mich auch meiner Nase bediene zum Riechen oder meiner Augen

zum Sehen, das lässt sich doch nicht eigentlich sagen. Das Riechen wie das Sehen und so vieles andere geschieht ganz von selber ohne allen Durchgang durch mein Ich, mindestens ohne allen Durchgang durch meinen Willen; ja ich könnte es nicht einmal verhindern, wenn ich auch wollte. Und so finde ich in meinem Leibe unendlich viele Verrichtungen, die der Leib aus eigenen Mitteln ganz ohne mein Zuthun und meine Vermittelung vollzieht. Das Herz schlägt, der Brustkasten erweitert und verengt sich, das Blut strömt, alles ohne mich, ganz von selber. Die Speisen werden verdaut, wenn ich sie einmal dem Leibe anvertraut habe, und die Säfte werden bereitet, die verbrauchten Teile werden neu ergänzt; alle diese Thätigkeiten vollziehen sich ganz sinnvoll, regelmässig, geschickt in einander greifend, und ich bin daran völlig unschuldig. Ich weiss nicht einmal davon, nicht ein Sterbenswörtchen, bis ich es durch Lernen erfahre, genau so wie ich von der Mechanik der Himmelskörper erfahre oder von dem Bau der Erdrinde, obgleich jenes mich doch so nahe angeht, weil es in meinem Leibe geschieht, und dieses in unendlicher Raumferne oder Zeitferne vor sich geht oder gegangen ist.

Und noch weit mehr. Mein Leib vollzieht aus eigenen Mitteln nicht bloss solche Verrichtungen, die ihm ständig zukommen als Erscheinungsformen seiner ununterbrochen fortwirkenden Lebendigkeit, sondern er bethätigt sich ebenso auch ganz von selber aus besonderem äusserem Anlass, sinnvoll, zweckmässig, im Dienste seiner Selbsterhaltung, um sich vor Schädigungen zu bewahren oder sich aus erlittener Schädigung wiederherzustellen. Nicht um vereinzelte Erscheinungen handelt es sich dabei, sondern um eine unerschöpfliche Menge von Vorgängen, die regelmässig und jedesmal sich einstellen, sobald der äussere Anlass gegeben ist. Der Leib benimmt sich dabei gerade so, als ob ihm ein überaus grosses Mass von Klugheit und Umsicht, von Berechnung und Voraussicht zu Gebote stände, um seine Unversehrtheit, seinen Fortbestand für jetzt und selbst für die Zukunft zu sichern. Und alle diese Thätigkeiten und die Einrichtungen, die diese Thätigkeiten ermöglichen, gehören dem Leibe als solchem, gehören ihm selber und seinem festen Bestande an. Das eine ist ihm

von vornherein mitgegeben und zählt zu seinen ursprünglichsten Äusserungsformen; das andere bildet er sich erst allmählich im Lebensprocesse an oder er bildet es wenigstens weiter aus, aber auch so vielfach ohne mein Zuthun, ja wider meinen Willen und wider mein Wissen, sodass ich mich einfach darein ergeben muss. Ich muss meinen Leib hinnehmen, wie er nun einmal ist und wird und sich weiter gestaltet. Dieser mein Leib in seiner Eigentümlichkeit ist mein Schicksal, mit dem ich mich abfinden muss, weil gegen dasselbe kein Sträuben hilft. Ich möchte wohl zuweilen aus meiner Haut fahren, aber es geht nicht; ich muss drin bleiben, und wer mich nehmen will, der muss mich mit Haut und Haaren nehmen, mit Armen und Beinen, mit Mund und Nase, wie sie mir nun einmal gewachsen sind. Mein Leib ist einmal so und kann nicht anders sein.

Der Leib gewinnt damit mir gegenüber eine merkwürdige Selbständigkeit. Er ist wie er ist, und ich bin wie ich bin, und wir zwei sind aneinander geschmiedet und kommen nicht von einander los, so lange der Leib Leib ist und ich ich bin. Es ist ein eigentümliches Verhältnis. Will ich mich selber pflegen, so muss ich meinen Leib pflegen, und indem der Leib durch seine eingeborenen Kräfte für sich selber sorgt, sorgt er auch für mich. Wo ich bin, da ist auch mein Leib, und wo ich thätig werde, da werde ich's mit meinem Leibe. Die anderen sehen mich, indem sie meinen Leib sehen, und ich stehe zu den anderen Dingen und den anderen Menschen und der ganzen äusseren Welt in Beziehung durch meinen Leib. Aber so selbständig in alledem der Leib mir gegenüber ist, so gut passt er doch wieder zu mir, und so eng schmiegt er sich an mich an. Wie mir innerlich zu Mute ist, das prägt sich in meinem Leibe aus. Schäme ich mich, so errötet mein Angesicht, und fürchte ich mich, so erbleicht es, und die Glieder fangen an zu zittern. Besonders kluge Leute halten deshalb die Röte für die Scham, die Blässe für die Furcht selber; solche Leute muss man ihrer grossen Klugheit überlassen und auch ihre Gedanken für das nehmen, was sie wirklich sind, für Grimassen und Gesichterschneiderei. Aber das ist ganz richtig: der Leib mit seiner Gebärde begleitet meine inneren Stimmungen und Veränderungen mit entsprechenden Bewegungen und Er-

scheinungen wie mit einem wohl abgestimmten System von Symbolen und Bezeichnungen, die sich ganz gut deuten und verstehen lassen, wenn man nur einige Erfahrung hat und ein wenig Aufmerksamkeit anwendet, und das alles ohne mein Wissen und Wollen ganz von selber. Und was so von dieser merkwürdigen Übereinstimmung zwischen mir und meinem Leibe für gewöhnlich wahrgenommen wird ohne besondere Hilfsmittel, ist noch ein Geringes gegenüber den Erscheinungen von unendlicher Feinheit, die sich darbieten, wenn wir durch künstliche Veranstaltungen auch diejenigen kleinen Veränderungen und Bewegungen auffangen, die sich den unbewaffneten Sinnen eben durch ihre Kleinheit entziehen. Da ergiebt sich, dass alle inneren Thätigkeiten, auch das Nachdenken und Sorgen und Begehren, irgendwie am Leibe ein Gegenbild und eine Äusserung haben. Wenigstens scheint der Schluss durchaus gerechtfertigt, dass das, was wir von so vielen inneren Zuständen und Thätigkeiten wirklich nachgewiesen haben, auch von den anderen gelten wird, von denen es noch nicht nachgewiesen ist, oder bei denen der Nachweis überaus schwierig und gar unmöglich erscheinen könnte.

Wie nun ich mich fortwährend weiterbilde und dabei eine immer festere Beschaffenheit und Eigentümlichkeit annehme, ganz so geschieht es auch mit meinem Leibe. Indem er von Augenblick zu Augenblick meine inneren Stimmungen und Entwickelungen begleitet und in seiner Weise ausdrückt, wird auch bei ihm zu fester Bestimmtheit, was als Ausdruck und Gegenbild regelmässig oder doch sehr häufig wiederkehrender innerer Vorgänge und Zustände ihm zur Gewohnheit geworden ist, und das, was bei mir Charakter und befestigte Eigenart geworden ist, das erscheint bei ihm wieder als stehende Gebärde, als sich erhaltende Gestalt und Mienenspiel, als dauernde leibliche Beschaffenheit. Zuletzt können mir die Menschen meine Vorgeschichte und Vergangenheit und mein ganzes Wesen so zu sagen von der Stirne und aus den Augen ablesen, und selbst Gang und Haltung, Stimmklang und Handschrift und was mir sonst noch anderes von Seiten meines Leibes anhängt, wird zum Zeugnis über mich, für mich oder wider mich, je nachdem. Dieser mein wertgeschätzter Partner, der Leib, bei aller seiner Selbständigkeit mir

gegenüber, macht sich zu meinem Schatten, meinem Symbol. und wiederholt in einer grundsätzlich anderen Sprache, in einer geradezu entgegengesetzten Ausdrucksweise dennoch wohlverständlich eben denselben Inhalt, den ich in meiner Innerlichkeit als mein Allereigenstes mit mir herumtrage.

Aber nun dürfen wir doch nicht versäumen, noch eine andere Seite ins Auge zu fassen. Dieser mir gegenüber so selbstständige Freund, der Leib, empfängt von mir die stärksten Anregungen und Einflüsse für seine weitere Durchbildung und Gestaltung; sollte er das wirklich nicht auch von Augenblick zu Augenblick durch ähnliche Einwirkungen auf mich vergelten? Und wirklich, wenn ich darauf achte, wie mir zu Mute ist, und frage, warum mir so zu Mute ist, so werde ich mindestens sehr oft auf Zustände meines Leibes als auf die Ursache zurückgeführt. Ich empfinde Schmerz oder Lust, je nachdem mein Leib in Unordnung oder in Ordnung ist; leibliche Zustände erregen in mir ein Begehren und ein Meiden; äussere Ursachen, die meinen Leib zu erhöheter oder verminderter Thätigkeit anregen, bringen bei mir eine erhöhete oder verminderte Wirksamkeit meines Denkvermögens hervor. Die Ermüdung und Erschöpfung meines Leibes kann ein vollständiges Stillestehen meiner innerlichen Thätigkeiten zur Folge haben, dass Bewusstsein, Selbstbewusstsein und Erinnerung erlischt; ziemlich den dritten Teil meiner ganzen Lebenszeit bringe ich so in einem Zustande der Bewusstlosigkeit zu, wo das Ich geradezu aufhört zu existieren oder doch wirksam zu sein, weil mein Leib in Schlaf verfällt, ohne den er sich nicht zu erhalten vermag. Leibliche Zerrüttung, die die edleren und wichtigeren Teile des Organismus ergreift, spiegelt sich in einer entsprechenden Zerrüttung des inneren Lebens bis zu Blödsinn und Verrücktheit wieder. Die leibliche Anlage setzt nicht nur der Entwickelung meines Geistes unübersteigbare Schranken; von der eben vorhandenen Mischung und Anordnung der Elemente in meinem Leibe hängt auch meine gesamte Stimmung und Gefühlsweise, und zuletzt der eigentümliche Habitus meiner Persönlichkeit ab. Mag es also immerhin gelten, dass mein Leib bis zu einem gewissen Grade mein Werk und durch mich zu seiner eigentümlichen Bestimmtheit gestaltet worden ist, so scheint

es doch andererseits ebensosehr zu gelten, dass ich selber ein Erzeugnis meines Leibes bin, beständig unter seiner Macht und Herrschaft stehe und nur das zu leisten vermag, wozu mich das leibliche Vermögen ausrüstet.

Das scheint nun zunächst ein Verhältnis der Wechselwirkung zu ergeben zwischen zwei an sich getrennten Elementen. Das Leibliche an mir steht unter der unablässig thätigen Macht meiner Innerlichkeit; aber diese ist genau in der gleichen Abhängigkeit von der ursprünglichen Anlage und von den weiteren Entwickelungen und Erlebnissen des Leibes. Was dabei das Frühere, das Ursprüngliche sei, lässt sich kaum mit genügender Sicherheit sagen. Der Leib wird nicht ohne die Innerlichkeit, die Innerlichkeit nicht ohne den Leib gefunden. Es wäre doch ein blosser Traum, die reine Willkür, im Säugling nur den Leib als vorhanden anzuerkennen und nichts von einer inneren Persönlichkeit, nur deshalb, weil sie sich noch nicht in einer für uns unmittelbar verständlichen Weise kundzuthun vermag. Schon deshalb ist dies eine unmögliche Annahme, weil genau so wie der Leib auch die Innerlichkeit stetig und allmählich wächst und sich herausbildet, und weder ein Punkt, wo sie noch nicht ist, noch ein Punkt, wo sie entsteht, sich nachweisen lässt. Wie sie mit einander schwach und unentwickelt sind, mit einander erstarken und sich ausbilden, so darf man nicht das eine als ein Erzeugnis des anderen, aber auch nicht das eine als blosse Begleiterscheinung des anderen betrachten. Beide existieren, beide gleich ursprünglich, jedes nur durch das andere und mit dem anderen, in unausgesetztem Austausch aneinander gebunden und doch wieder dem anderen gegenüber selbständig, etwa wie zwei Momente eines in beiden gleichmässig sich bethätigenden Ganzen.

Aber seine volle Würdigkeit ist dem Leibe auch damit noch nicht zuerkannt. Selbst diejenigen und gerade diejenigen, die den Leib zum Herrscher erhöhen und die Innerlichkeit daneben zur Nichtigkeit herabdrücken oder für ein blosses Ergebnis des Zusammenspiels der leiblichen Glieder und Kräfte ausgeben möchten, sind in Versuchung, den Leib allzusehr dem Unbeseelten, Toten, Unfreien anzugleichen und den Reichtum seiner Anlage, sein geradezu unendliches Vermögen, seine ganz überschwängliche

Bedeutung zu verkennen. Wir hier sind dem Leibe gegenüber anders gestimmt, weil wir der Macht der Idee vertrauen und sie nirgends siegreicher finden, als in der Bewältigung des Materiellen im Menschenleibe. In der That, sehen wir näher zu, — wo gäbe es etwas Herrliches, Himmlisches, Göttliches, das wir dem Leibe absprechen dürften? Wer wollte sich vermessen, die Anlage und die Entwickelungsfähigkeit des Leibes erschöpft zu haben oder ihm Grenzen zu ziehen, die der Leib nicht zu überschreiten vermöchte? Was ein Mensch auch Grosses verrichtet, was er Ideales anstrebt, was er Hohes denkt oder fühlt: der Leib ist immer dabei, nicht als unbeteiligter Zeuge, sondern als mitthätiger Genosse. Wenn Raffael malt, Goethe dichtet, Rauch Victorien, Beethoven Tonfolgen ersinnt, wenn Caesar Reiche baut, Hegel Gedankensysteme spinnt; wenn irgend einer der Grössten das überraschend Wunderbare leistet und Göttliches vom Himmel auf die Erde herabholt: sie alle vollbringen das mit Hilfe ihres Leibes und durch sein Vermögen befähigt; es giebt keine grosse That, die nicht genau wie das Niedrige und Alltägliche die leibliche Kraft und Mitwirkung voraussetzte. Und nicht etwa als blosse Bedingung, sondern als mitschöpferischer Genosse ist der Leib dabei. Nur unsere gedankenlose Gewöhnung bewirkt es, dass wir den Anteil des Leibes so gern übersehen, vom Leibe gar verächtlich sprechen, als ob er ein Hemmnis und eine Fessel wäre, er, der doch schon in sich das Wunder aller Wunder und zugleich in seinen Leistungen von unausdenkbarer Herrlichkeit ist.

Da ist ein Mensch, der uns durch seine Beredsamkeit entzückt. Diese unbedingte Herrschaft über seine Muttersprache, vermöge deren ihm in jedem Augenblicke mühelos und von selber die geschmackvollste Wendung, der ergreifendste Ausdruck zuströmt, in stets geschlossener Form schön gebildete Sätze einer nach dem anderen von den Lippen rinnen und der Gedanke sich in das anmutigste und angemessenste Gewand kleidet, ist durch den Leib vermittelt und ermöglicht. Die Sprache mit ihrem ganzen ungeheuren Schatze von Wörtern, Formen, Bildungsgesetzen ist in dem Leibe wie in ihrem Schatzhause aufbewahrt, und nur so, völlig verleiblicht, steht sie zum Gebrauche des Redners bereit. Was von dem Meister in hervorragendem Masse gilt, das gilt aber

irgendwie von jedem beliebigen Menschen, und wenn der Mensch überhaupt das redende Lebewesen ist, so ist er dies vermöge seines menschlichen Leibes. Und nun begegnet uns auch wohl einer, der zehn oder zwölf Sprachen und diese in mehreren Dialekten zu seiner Verfügung hat. Da sind die leiblichen Sprachwerkzeuge geübt, die verschiedenartigsten Articulationen und Klangwirkungen hervorzubringen, und stellen sich bereitwillig zur Verfügung je nach Absicht und Bedarf, auch wohl im Augenblick von einem Idiom zum anderen überspringend. Da ist in dem einen Leibe die völlig unausdenkbare Mannigfaltigkeit der Lexika, der Grammatiken und Stilistiken so vieler verschiedener Sprachen zu stets bereiter Gegenwärtigkeit versammelt; wir sind es so gewohnt, dass wir uns kaum noch darüber wundern. Das Wunder der Sprache überhaupt nehmen wir so hin, als verstände es sich von selbst; es gehört schon eine geübte Reflexion dazu, um sich dabei noch besonders aufzuhalten. Und doch sollte mindestens hier die Erkenntnis aufgehen, wie der Leib sich zum Gefässe des Geistes macht, der Logos Fleisch wird, die Vernunft uns dinglich geworden als das leibliche Vermögen entgegentritt, in systematisch durchgebildeten Lauten das eigene Innere geläufig auszudrücken und den lautlichen Ausdruck fremder Innerlichkeit zu verstehen.

Die Sprache ist ja aber nur das eine, allerdings das einleuchtendste Beispiel dafür, wie das geistige Vermögen der Persönlichkeit im Leibe sich als äusserliche Existenz zur Erscheinung bringt. Es ist genau ebenso mit allen unseren geistigen Thätigkeiten. Da spielt einer Klavier. Er hat es mühsam lernen müssen, aber nun geht es ganz leicht und mühelos von statten. Das Auge ist gewöhnt, dem kraus verschlungenen Geflechte der Notensysteme zu folgen; ganz von selber greifen die geübten Finger ohne Stocken und Zaudern mit wunderbarer Geschwindigkeit diejenigen Tasten, die den gesehenen Noten entsprechen, und schlagen sie jedesmal mit der angemessenen Schnelligkeit oder Langsamkeit, Stärke oder Zartheit, Härte oder Weichheit an, dass die geforderten Klänge zum Vorschein kommen. Dem Maler fliessen die Farben und Formen zu, wie dem Redner die Gedanken und die Worte; die Hand, die den Pinsel führt, das Auge, das

die Farbenwerte und die Harmonie der Linien ermisst, stehen im ungezwungenen Dienste des inneren Gefühles, der thätigen Phantasie, so dass das leibliche Vermögen und die innere Thätigkeit nicht wie zweierlei auseinander liegen, sondern völlig in eines verschmelzen. Und ganz dasselbe gilt auch von den mehr handwerksmässigen, mechanischen Thätigkeiten. Durch angeborene leibliche Anlage und ausdrückliche Übung wird ein höheres oder ein geringeres Mass von Meisterschaft erreicht; aber die wesentliche Erscheinung ist immer die gleiche: was anfangs dem Leibe als eine schwierige und anstrengende Leistung abgefordert und abgerungen wurde, das giebt er allmählich im rechten Augenblicke her, ganz willig und geläufig wie aus seiner eigenen Natur und ihrem überquellenden Reichtum. Ich will irgend eine Wirkung in der äusseren Welt üben, und die Glieder meines Leibes geraten auch schon in die geeignete Bewegung wie durch einen Zauber. Ich bin mit meinem Leibe zur Einigung gelangt, und die innige Vertrautheit zwischen mir und meinem Leibe wächst von Tag zu Tage bis zur Ununterscheidbarkeit.

Ganz irrtümlich wäre es aber weiter, wollte man die Thätigkeiten der Phantasie, des Vorstellens und Denkens, all dies Unterscheiden und Vergleichen, Beziehen und Zusammenfassen von den Gefühlen und den Begehrungen, dem Wollen und Handeln in dem Sinne abscheiden, als ob zwar dieses letztere nur durch die Mitwirkung des Leibes zu stande komme, jenes erstere aber die Spuren des Leibes in geringerem Grade oder gar nicht an sich trage. Vielmehr die vorstellende und denkende Persönlichkeit ist genau ebenso an den Leib gebunden, und Behendigkeit oder Schwerfälligkeit im Denken, gesteigertes oder vermindertes Vermögen der schwierigsten Operationen, die dem Erkenntnisacte angehören, das Mass der Fertigkeit im Bilden von Begriffen, im Urteilen und Schliessen erfordert ganz ebenso die Grundlage leiblicher Anlagen, Übungen und Bethätigungen wie alle anderen Thätigkeitsrichtungen der Persönlichkeit. Freilich sehen wir nicht Arme und Beine dabei in Bewegung geraten; aber das feinere Spiel leiblicher Kräfte lässt sich wohl auch dabei nachweisen in Blutstrom, Atmung und selbst in Muskelbewegung. Und liesse es sich nicht nachweisen, so müsste es gleichwohl in noch weiter

zurückliegenden Gliedern und Functionen des Leibes angenommen werden. Dass leibliche Beschaffenheit und Befinden mit dem Denkvorgange eng zusammenhängen, ist die geläufigste Erfahrung. Schon das enge Verhältnis, in dem alles Denken zur Sprache steht, weist auf den Leib als mitthätigen Genossen in aller Bethätigung des Denkvermögens zurück. Aber noch weit allgemeiner gefasst, ist das Gedächtnis vom Denken so wenig abzutrennen wie vom Sprechen, und das Gedächtnis hat am Leibe seinen Halt und seine äusserliche Existenz. Dasselbe im Leibe stehend gewordene Gedächtnis bestimmt unser Benehmen, den Anstand und Takt, die Sitte oder Unsitte, die ganze Art, in der wir selbstverständlich und ohne die Möglichkeit des Anderskönnens uns geben den Dingen wie den Menschen gegenüber.

Wenn wir doch nur nicht so oft verkennen wollten, was wir an unserem Leibe wirklich haben! Dieser sich im Lebensvorgange identisch erhaltende Leib ist in jedem Augenblicke der Niederschlag des gesamten Inhalts aller unserer Erlebnisse. Wir sehen ihn Gewöhnung und Fertigkeit, Übung und Abstumpfung gewinnen mit jedem Acte, den wir thätig vollziehen, mit jeder Einwirkung, die wir leidend entgegennehmen. Nichts Vergangenes ist für ihn völlig dahin und gewesen; alles ist in ihm aufbewahrt und zum gegenwärtigen Elemente seiner Gestaltung geworden. Das eine können wir in dem äusseren Eindrucke seines Gepräges wahrnehmen; das andere zieht sich tiefer ins Innere zurück, mit den Sinnen nicht wahrnehmbar, aber durch einen sicheren Schluss des Verstandes gleichwohl als Thatsache gegeben. Gewiss ist es höchst wunderbar, dieses leibliche Äusserlichwerden unserer innerlichsten Erlebnisse; aber deshalb ist es nicht minder gesichert und thatsächlich. Die Identität unseres Selbst mit seiner ganzen unendlich reichen Vorgeschichte stellt sich uns unmittelbar dar in der Identität unseres Leibes mit der unerschöpflichen Fülle seiner eigentümlichen Bestimmtheiten, die ihm aus allen Richtungen unserer persönlichen Lebenserfahrungen und Lebensthätigkeiten zugeflossen sind. Was ich bin, das ist auch mein Leib; er ist es auf seine Weise, aber im innigsten Einklange mit mir selber.

Wie sich im Leibe dieser Reichtum der Leistung herstellt

und vollzieht, das ist eine sehr wichtige und sehr anziehende Aufgabe für eine eigene Untersuchung; diese muss man den genauesten Kennern des Leibes nach seinen Bestandteilen und Verrichtungen überlassen. Es ist eine fast bis zur Gewissheit gesteigerte Vermutung, dass der sich immer weiter vervollkommnende feinere Bau der Nerven im Leibe das Mittel ist, durch das der Leib diese seine höchsten Leistungen zu vollziehen befähigt wird. Die Erklärungen des Vorganges im einzelnen gehen teilweise noch weit auseinander; erst die Zukunft wird das was auf diesem Gebiete noch streitig ist, die Localisationen, die Verbindungswege, die Wirkungsweisen der einzelnen vermittelnden Organe der Entscheidung näher bringen. Aber über das Princip selber ist nicht zu streiten. Die Leistung des Leibes ist gewiss; nur die Art wie sie sich vollzieht bedarf weiterer Feststellung. Gröberes Missverständnis haben wir abzuschneiden versucht. Der Leib, dessen Wirkungsweise wir dargelegt haben, ist nicht ein äusseres sinnliches Ding; nicht der materiellen Masse trauen wir es zu, dass sie sich mit der Innerlichkeit des Menschen in so bewunderungswürdiger Weise ausgleiche und in Einklang setze. Was der Leib ist, das lässt sich nicht sinnlich wahrnehmen, lässt sich nur im Denken ergreifen. Die Form, der Begriff, die Entelechie, der die Materie dient, befähigt sie, die Innerlichkeit in sich auszudrücken.

IV.

Nun wird jemand sagen: das mag ja nun soweit alles ganz schön und gut sein; aber was lässt sich aus dem Vorgetragenen für die Art von Wechselwirkung zwischen mir und meinem Leibe Genaueres schliessen? Darauf kommt es doch eigentlich an. Der Versuch, auch darüber noch ein kurzes Wörtlein zu sagen, mag immerhin gewagt werden. Freilich, für denjenigen, der überall um sich her die Welt als eine Welt von Gedanken sieht, ist es sehr schwer, sich mit denjenigen zu verständigen, die in einer Welt von Dingen und sinnlichen Bildern leben und darin weiter zu leben fest entschlossen sind. Diese werden dabei bleiben, etwa im Staate ein Stück Erdoberfläche mit Menschen darauf zu sehen, die teils regieren, teils regiert werden, oder in

der Universität ein grosses steinernes Haus mit vielen Gemächern und einer Menge von Lehrenden und Lernenden, die darin ein- und ausgehen, oder in der deutschen Armee eine Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen nebst einem Vorrat von Waffen, Baulichkeiten und Uniformstücken. Und so muss ihnen auch der Mensch als ein Leib erscheinen, und der Leib als ein Ding, das sich aus vielen Materien in bestimmter Verbindung zusammensetzt und wie die anderen Dinge im Zusammenhange der Welt nach festen Gesetzen bestimmte Einwirkungen von anderem erfährt und auf anderes ausübt. Denn der Leib ist eine Einheit ganz in demselben Sinne und von derselben Art wie der Staat, die Universität oder die Armee, und wie bei diesen Dingen, so setzen die Leute darum auch beim Leibe das Sinnliche an die Stelle des ideellen Zusammenhanges, der sich ihnen verbirgt. Mit diesen Leuten ist nicht zu reden, und ihnen lässt sich nicht deutlich machen, was wir meinen; denn sie reden in einer anderen Sprache; unsere Sprache verstehen sie nicht und würden sie nicht verstehen wollen, auch wenn sie's könnten. Es giebt aber immerhin noch einige, die Freunde der Ideeen, die treu geblieben sind; diese sind der Ansicht, dass, weil wir die Wahrheit offenbar in den Begriffen haben, das wahrhaft Seiende auch die Natur des Begriffes an sich tragen muss, und dass deshalb der sinnliche Augenschein und die sinnliche Vorstellung nicht gegen den Begriff zeugen kann, sondern alles dies von dem begrifflich Notwendigen sich muss corrigieren lassen. Mit diesen allein dürfen wir hoffen, über die ernste und grosse Frage nach dem Leibe und seiner Bedeutung für das menschliche Wesen eine fruchtbare Erörterung pflegen zu können. Denn dass, was am Leibe der Leib ist, nicht für etwas Sinnliches oder Dingliches gelten darf, scheint uns durch die bisherigen Ausführungen klargelegt zu sein; das Verhältnis des Menschen aber zu seinem Leibe entzieht sich schon deshalb den Betrachtungsweisen, die für das Verhältnis zwischen Dingen als angemessen und wohl angebracht gelten mögen, weil der Mensch kein Ding ist und der Leib erst recht nicht. Wir müssen also die Sache anders anfangen und besonders das ins Auge fassen, dass der Leib mein Leib ist und ich an ihm ganz besonders interessiert bin,

aber nicht wie an einem beliebigen äusseren Dinge, sondern als an etwas mir aufs engste Verbundenem.

Zunächst nun, wer ich bin, das ist in diesem Zusammenhange nicht zweifelhaft. Ich bin derjenige, der diese Zeilen geschrieben und die in ihnen ausgedrückten Gedanken sich ausgedacht hat und wohl auch noch einige andere ausserdem. Geschrieben aber habe ich diese Zeilen vermittelst der mir einwohnenden, von mir erworbenen Fertigkeit, und auch bei meinen Gedanken sind meine mehr oder minder geübten Organe mitbeteiligt, die allein mir das Erfassen dieser Gedanken wie den sprachlichen Ausdruck derselben ermöglicht haben.

Ist das nun zugestanden, so muss ich offenbar hier eine bedeutsame Unterscheidung vornehmen. Nämlich dies Denken und Schreiben habe ich selber besorgt mit Bewusstsein und Absicht; ich habe es gewollt, mir die Mittel für diesen Zweck bereitet und mit vieler Aufmerksamkeit und Sorgfalt, soweit meine Kräfte reichten, jeden einzelnen Schritt und jeden Gedanken und seinen Ausdruck wie den gesamten Zusammenhang planvoll angelegt, abgemessen und erwogen, damit das herauskomme, was mir der Sache zu entsprechen schien. Aber bei alledem wäre doch nie etwas zustande gekommen, wenn nicht noch etwas für mich gearbeitet oder richtiger mit mir mitgearbeitet hätte. Denn zu der einen Rede gehören viele Sätze und zu jedem Satze viele Wörter, und jedes geschriebene Wort besteht aus mehreren Buchstaben, der Buchstabe aber aus mehreren Strichen. Hätte ich bei jedem a oder b wie ein A-B-C-Schütze immer erst überlegen müssen, wie es aussieht und durch welche Combination von Bewegungen ich es wohl aufs Papier hinmalen könnte, oder wären mir nicht die Worte und Ausdrucksformen, die Sätze und ihre Verbindungen von selber zugeflossen, und hätte ich mir jedes einzelne erst zusammensuchen und von allen Seiten besehen müssen, ehe ich mich entschloss es niederzuschreiben, so wäre ich sicher über den Anfang nie hinausgekommen, und diese ganze stattliche Leistung hätte unterbleiben müssen. So aber ist es nicht gewesen; sondern an manchen Stellen ist es zwar etwas stockender, an anderen aber auch wieder ganz flott vorwärts gegangen ohne jene Anstösse und Überlegungen über alle Einzelheiten,

und nach Stunden und nach Tagen war das Werk vollbracht, das ja nun wohl in der Litteratur unvergänglich und unvergesslich fortzuleben bestimmt und berufen ist. Und wer ist denn nun der gute Freund gewesen, der mir diese Arbeit der Überlegung und Erfindung abgenommen, mir das Rechte und Angemessene jedesmal wo ich's brauchte zugeführt, mir über Klippen und Untiefen hinweggeholfen und die ganze Unendlichkeit von einzelnen Schritten für mich vollzogen hat? Man wird mir allerlei werte Genossen nennen, denen man die Urheberschaft solcher Wohlthaten wohl zutrauen könnte: das Gedächtnis, die Phantasie, den Verstand und anderes, was in dieselbe Reihe gehört. Ich aber habe die Vermutung, dass dahinter eigentlich noch ganz etwas anderes, etwas viel weniger Ätherisches steckt, nämlich einfach mein Leib. Denn dass das Schreiben und Sprechen nicht ohne ihn von statten geht, das sieht jeder ein; dass er aber auch am Denken und Erfinden selber einen Anteil hat, lässt sich daraus vermuten, dass auch ganz abgesehen von der äusseren Beweglichkeit der Gliedmaassen beim Schreiben das Gelingen und der Fortgang der Arbeit von den wechselnden Zuständen meines Leibes vor Tische oder nach Tische, am frühen Morgen oder in der sinkenden Nacht, im warmen oder im kalten Zimmer, keineswegs unbehelligt geblieben ist. Und so wäre denn allen Ernstes bei dieser Arbeit über den Leib mein Leib mein Mitarbeiter gewesen, woraus sich auch erklären liesse, dass von dem Leibe dabei so viel Rühmens gemacht worden ist, und ich müsste wünschen, dass jedermann, der dies liest, aus dem Gelesenen den günstigsten Schluss nicht bloss auf meine Beschaffenheit, sondern auch auf das Befinden dieses meines Mitarbeiters zu ziehen sich veranlasst finden möchte.

Die Unterscheidung, die vorzunehmen ist, ist also die zwischen mir selber und meinem Leibe. Ich selber bin dasjenige Wesen, das mit klarem Bewusstsein sich seinen Zweck setzt und ihn durch die erwählten Mittel mit Überlegung und Besonnenheit vollführt, das seine Aufmerksamkeit auf den bestimmten Gegenstand richtet und selbstthätig sein Nachdenken auf das bestimmte Ziel lenkt. Eben dieses Ich-Wesen aber ist — sagen wir ausgerüstet — mit einem Leibe, der, ohne selbst

bewusst zu sein, ohne selbst Absichten zu haben und zu überlegen, dem Bewusstsein, der Absicht und Überlegung dieses Ich-Wesens zu Diensten steht und unter dessen Leitung die von diesem geplante Arbeit vollziehen hilft. Wie ist es nun mit dieser Verbindung zwischen diesen beiden verbündeten Wesen? Dass sie zweierlei sind, ist offenbar; das eine ist nicht das andere; ja der Unterschied zwischen ihnen ist so gross, dass er grösser gar nicht sein könnte. Das eine ist schlechthin einheitlich und ganz und gar bewusst; das andere ist vielgeteilt, eine Mannigfaltigkeit von Kräften und Fertigkeiten und mehr oder minder unbewusst. Das eine ist das Herrschende und Bestimmende, das andere das Dienende und Geleitete. Aber das dürfte man doch nicht sagen, dass sie ganz ausser einander lägen und nur äusserlich mit einander verbunden wären; sondern das eine ist gar nichts ohne das andere, und nur mit einander und durch einander vermögen sie nicht allein ihr Werk zu verrichten, sondern kommen sie überhaupt zur Existenz. Das Ich oder das Selbst ist kein Ich, kein Selbst ohne den Leib, und der Leib ist eben der Leib dieses Selbstes und könnte ohne diese seine Beziehung auf sein eigenes Selbst auch nicht mehr ein Leib heissen. In Wahrheit aber wird das Selbst ebenso wie der Leib an einem dritten gefunden, und dieses dritte ist der Mensch. Erst beides zusammen macht den Menschen aus, entweder der Hauptsache nach oder vollständig; das bleibt weiter zu untersuchen. Ich bin ein Mensch, das heisst ich bin ein mit einem Leibe verbundenes Selbst, und meine Natur besteht darin, erstens mit Bewusstsein thätig zu sein, und zweitens für alle meine Bewusstseinsthätigkeiten an dem Leibe und den leiblichen Vermögen das Substrat, die Unterlage und Bedingung, zu haben. Darf ich also eigentlich sagen: ich habe einen Leib? Nimmermehr! Es muss heissen: ich bin ein Leib, aber nicht so, dass der Leib mein Wesen erschöpfte, sondern ich bin zwar ein Leib, aber ich bin auch noch mehr als bloss ein Leib. Ich bin ein Mensch gerade deshalb, weil ich einerseits ein Leib bin, andererseits aber ein Selbst bin, und zwar so, dass jener, der Leib, im Dienste meines Selbstes steht und von diesem geleitet und beherrscht wird.

Worauf es uns dabei ankommt, das ist eben der Gegensatz

zu einer Anschauung, die die Innerlichkeit des Menschen und die Leiblichkeit des Menschen nicht bloss für zweierlei hält, — denn das sind sie gewiss, — sondern sie auch als äusserlich von einander getrennte einander gegenüberstellt. Das Verhältnis zwischen ihnen so aufzufassen ist ein grosser Fehler. Ich bin nicht schon fertig und vollständig, sofern ich blosse Innerlichkeit bin, und es kommt nicht dann noch der Leib hinzu, um diese meine Innerlichkeit auf seine Weise und in seiner Sprache wiederzuspiegeln. Da wäre eines von beiden überflüssig und am ehesten noch der Leib eine blosse lästige Zuthat. Sollen alle die Unannehmlichkeiten mit Zahn und Speichel, Magen und Darm, Leber und Galle bloss dazu getragen werden, damit den Nerven die Möglichkeit jener Spiegelung bereitet werde? Das wäre wirklich der Mühe nicht wert. Vielmehr ohne diesen Leib habe ich gar keine Innerlichkeit; der Leib gehört ebenso gut und mit der gleichen Notwendigkeit mir an wie die Innerlichkeit selbst. Aber die beiden sind auch nicht bloss zwei Ansichten einer und derselben Sache; das würde sich mit ihrer völligen Verschiedenheit gar nicht vertragen. Dann müsste das eine die richtige, die wahre Ansicht, die andere ein blosser Schein oder eine Erscheinung sein, oder es müsste das Letztere von beiden gelten; sie sind aber beide gleich real. Es ist auch nicht ein und dasselbe Wesen in zwei verschiedenen Beziehungen genommen, wie einer Vater sein kann in der einen Beziehung und Sohn in der anderen. Sondern sie wirken zusammen als zwei an und für sich verschiedene mit verschiedener Beschaffenheit und verschiedener Wirkungsweise, und erst in ihrem Zusammenwirken ergiebt sich meine menschliche Bestimmtheit. Es ist doch z. B. nicht so gewesen, dass mein Selbst diese Zeilen geschrieben hätte und diese an sich schon ausreichende Thätigkeit meines Selbstes sich überdies noch in meinem Leibe gespiegelt und ausgedrückt hätte; sondern dieses Selbst ist zu seinem Thun nur befähigt worden durch die ihm von meinem Leibe geleistete Hilfe, um die Sache einigermassen grob auszudrücken. Soll hier keine Wechselwirkung stattgefunden haben zwischen dem Selbst, das leitet und empfängt, und dem Leibe, der angeregt wird und gehorcht, so ist nicht zu sagen, was eigentlich vorgefallen ist. Mit

der blossen Innenansicht und Aussenansicht ist gar nichts für die Erklärung geschafft. Das Selbst hat nicht Arme noch Beine, nicht Muskel noch Nerv; es führt keine Feder und bewegt kein äusseres Ding. Der Leib aber hat kein Selbst und kein Bewusstsein, keine Absichten und keine Ueberlegung; er kann wohl das Äussere bewegen und die Dinge verändern, aber er vermag nicht das Innere zur Einheit zu sammeln und die Äusserung zu lenken und zu beherrschen. Wie irgend eine Veränderung des Selbstes in einer Veränderung des Leibes ihr Äquivalent findet, das lässt sich verstehen; es ergäbe einfach symbolischen Ausdruck und Gebärde. Damit aber wäre mir für meine Arbeit nicht geholfen. Die Gebärden- und Ausdrucksfähigkeit meines Leibes mag noch so gross sein, — sie ist mir für meinen Geschmack und zuweilen auch für meine Interessen thatsächlich viel zu gross, — beim Schreiben dieser Abhandlung fördert sie mich gar nicht, und gerade daran ist mir doch gelegen. Hilfe und Unterstützung begehre ich von meinem Leibe, und ich erhalte sie ja auch; dann aber ist es nicht die blosse Doppelung meines Wesens, vermöge deren mein Selbst noch in einem Leibe einen besonderen Schatten würfe, was mir die Hilfe leistet, sondern es ist die Zusammensetzung so zu sagen meines Wesens, durch die ich nicht auf die blosse Innerlichkeit meines Selbstes angewiesen bleibe, sondern auch noch einen Leib mit leiblichen Organen habe, um auf die Welt um mich her mit äusseren Kräften nachdrücklich einwirken zu können.

Habe ich aber nicht auch eine Seele? und sollte nicht endlich auch einmal von dieser die Rede sein? Je nun, Seele ist ein sehr hübsches Wort, und warum soll man auch ganz darauf verzichten! Aber vielleicht war es doch besser, bis hierher von diesem Worte abzusehen, eben weil es in ebenso allgemeinem wie unbestimmtem Gebrauche ist und darum leicht die Vorstellung auf falsche Fährten lockt. Denn gewöhnlich stellt man Leib und Seele zusammen und versteht dann unter Leib das Körperliche am Menschen und unter Seele alles Unkörperliche. Damit macht man aber einen Unterschied, der gar keinen Sinn hat und nur einem ungeübten Denken einen Sinn zu haben scheinen kann. Denn einerseits ist der Leib ja selber

als mein Leib nichts Körperliches, und andererseits das Selbst mit allem was die Innerlichkeit eines Menschen ausmacht unter dem Namen der Seele und der seelischen Thätigkeiten und Vorgänge als eine gleichartige Masse ohne weitere Unterscheidung zusammenzufassen, kann auch nur in die Irre führen. Für die Erkenntnis des Gegenstandes ist nichts hinderlicher, als wenn man Unterschiede, die durchaus wesentlich sind, übersieht oder verkleinert und vom Ganzen oder von anderen Teilen aussagt, was nur von einem Teile gilt. Gerade dies aber ist die Folge, wenn man im Menschen nichts weiter als einerseits einen Leib und andererseits eine Seele als die beiden Hälften seines Wesens anerkennt.

Das Wort Seele lässt sich aber ohne Zweifel trotzdem sehr gut verwenden, und auch der Anschluss an den herrschenden Sprachgebrauch wird dabei ganz geraten sein; aber allerdings nur unter der Voraussetzung, dass man auch die nötigen Unterscheidungen festhalte. Eine Seele schreibt man verständigerweise nicht bloss dem Menschen zu, sondern auch dem Tier; es ist aber auch kein Grund zu ersehen, weshalb man sie der Pflanze absprechen sollte, dagegen sehr viele, sie der Pflanze zuzuerkennen. So würde die Seele allem Organischen zukommen und zwar als das, was den Organismus als solchen kennzeichnet; dies aber ist das einheitliche Princip in ihm, das alle seine Regungen und Verrichtungen leitet und der Grund seiner Lebendigkeit ist. Dass die Pflanze sich nährt und wächst, Blüten, Früchte und Samen trägt, das ist also die Leistung der Pflanzenseele; und dass das Tier überdies auch noch empfindet, begehrt und sich bewegt, das ist die Leistung der Tierseele. So wird im Menschen die Leistung der Menschenseele zunächst alles das sein, was die Pflanzenseele der Pflanze und was die Tierseele dem Tiere leistet, aber dann weiter auch noch das eigentümlich Menschliche, über das Pflanzliche und Tierische Hinausgehende obendrein, alles das aber nur soweit es nicht bewusst, nicht Äusserung des Selbstes ist. Denn mit diesem Selbst, das dem Menschen eigen ist, tritt in das Reich der Geschöpfe trotz aller Analogie, die dazu auf früheren Stufen vorhanden sein mag, ein neues und wirksamstes Element ein, das man nur dann zu ver-

stehen hoffen kann, wenn man es von der Seele auch wirklich unterscheidet und als ein Neues begreift. Die Gefahr allerdings darf nicht verschwiegen werden, die heute vielen sehr gross und sehr unbequem erscheinen wird, dass man dadurch gehindert werden könnte, den Menschen bloss als eine Art von Tier zu betrachten und sein inneres Leben an dem der Tiere zu messen. Überlässt man also dem Selbst als einem eigenen Princip die höheren Thätigkeiten, so wird man der Menschenseele ausser dem pflanzlichen und tierischen Leben die feineren Bewegungen der Gliedmassen ebenso zuerteilen wie die feinere Ausbildung der Sinnesempfindung, die beide im menschlichen Sinne sich vollziehen, um dem Selbst und seinen bewussten Absichten mit vorhandener Fertigkeit entgegenkommen zu können; die höchste Leistung der Menschenseele ist darum der articulierte Laut, der das Material abgiebt für die Sprache als das eigentlich Menschliche.

Überall aber wo wir ihr begegnen, ist die Seele gestaltende Form, Einheit, Macht der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Gattung, Entelechie, innerer Zweck. Man sieht, das Wort haben wir freilich bisher nicht gebraucht, aber von der Sache haben wir immerfort gesprochen, indem wir vom Leibe sprachen. Der Leib, den wir geschildert haben, der eigentliche Leib, wie er sich uns in der Hülle des Körpers, des äusseren sichtbaren und tastbaren Dinges dargestellt hat, welches das sinnliche Bewusstsein für den Leib nimmt, der wahre Leib also, — das ist eben die Seele. Leib und Seele sind also wirklich nicht von Wesen verschieden; hier mag wirklich so etwas wie eine Identität bei verschiedener Erscheinungsweise gelten. Nur muss man solche Identität recht verstehen. Wir sehen denselben Gegenstand das einemal als ein Gebilde an, als im Raume ausgebreitet, mit einer Mannigfaltigkeit von Teilen, Wirkungen ausübend und erleidend wie ein anderes Ding, aus Materien zusammengesetzt und mit Kräften von mechanischer Art ausgestattet; dann nennen wir den Gegenstand einen Leib, und dieser Leib lässt sich zerschneiden und verstümmeln, pressen und reissen, verbrennen und verzehren, alles ganz wie ein anderes Ding. Denselben Gegenstand betrachten wir das andere Mal als das einheitliche Organ eines lebendigen

Wesens, zunächst des Menschen selbst, als thätige Form, die sich die Materie unterwirft, sodass in den stetig wechselnden Processen der materiellen Elemente stetig die Identität und Einheit des Wesens gewahrt bleibt und das Gebildete sich in der bestimmten Richtung als Diener und Werkzeug des Selbstes weiterbildet, und so nennen wir ihn Seele. Das bedeutet dann aber nicht eine Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der beiden, wovon sie weit entfernt sind. Denn die Seele ist das Wesen, und der Leib die Erscheinung des Wesens. Aber ein Parallelismus lässt sich darin finden, dass der Leib äusserlich für die sinnliche Wahrnehmung an sich das ausprägt, was die Seele innerlich ist und was in der Seele innerlich vorgeht, und dass der Leib den Niederschlag und das verhältnismässig ruhende, verharrende Gebilde ausmacht, welches der jedesmalige sinnliche Ausdruck dessen ist, was die Seele in ihrer bisherigen Wirksamkeit und ihrer ganzen Geschichte und Entwickelung bis auf diesen Augenblick geworden ist. Denn die Form, die wir Seele nennen, ist keine abstracte, sondern eine lebendige Einheit, die ihren inneren Reichtum thätig entwickelt, um so reicher, je höher wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen. Und so kann man den Leib in der Identität seiner Gestalt bei allem Wechsel des Geschehens auch wohl als das äusserlich gewordene Gedächtnis der Seele bezeichnen.

Damit hat sich denn auch dies ergeben, dass es seinen guten Sinn hat, wenn man den Leib für den Menschen selbst nimmt, ja wenn man selbst die einzelnen leiblichen Organe für gewisse Thätigkeitsrichtungen des Menschen setzt: Herz, Brust, Auge und Ohr, Kopf, Angesicht. Denn der Mensch hat nicht bloss einen Leib; er ist ein Leib, etwa wie Goethes „Faust“ ein Buch und der „Hermes“ des Praxiteles ein Marmorblock ist. Als Leib stellt sich uns der Mensch zunächst sinnlich dar, mit seinem Leibe ist er für uns ein Gegenstand der Aussenwelt; als Leib ist der Mensch hier oder da, bethätigt er sich durch sinnliche Einwirkung auf die äusseren Dinge und auf unsere sinnliche Wahrnehmung. Hinter dem Leibe steckt immer noch etwas anderes; in ihm erscheint uns die Seele, an ihm haben wir die Vermögen und Kräfte des Selbstes; und nur so ist auch der Mensch selber in gewissem Sinne in seinem Leibe gegenwärtig. Wenn

wir nur dies nicht vergessen oder verkennen, ist der Leib für den Menschen eine ganz gute Metapher; der Teil statt des Ganzen, so pflegt man dergleichen zu kennzeichnen, oder noch richtiger, das Attribut statt des Gegenstandes selber, was man eine Metonymie nennt. Nur ist es hier ebenso verderblich wie irgendwo sonst, wenn man das was bloss Metapher, uneigentlicher Ausdruck ist, für die Sache selbst nimmt und mit metaphorischen Ausdrücken den Gegenstand in seiner Wahrheit darzustellen meint. Der Leib kann statt des Menschen stehen; er ist aber für sich allein nicht der Mensch. Solche Würdigkeit, der Mensch selber zu sein, kommt nicht einmal der Seele zu; und auch das Selbst, müssen wir hinzufügen, ist noch nicht der eigentliche, der ganze Mensch. Es bedarf noch einer Ergänzung, und erst diese bildet den Abschluss der Reihe.

Nämlich das Selbst ist zwar die allgemeine Form, in der der Mensch von sich und von seinem Inhalt weiss, sich auf sich bezieht und sich von anderen wie von allen seinen Gegenständen unterscheidet, sich Zwecke setzt und überlegt. Aber der Inhalt dieses Selbstes ist doch wieder für jeden Menschen ein eigener und ausschliessender. Die Einzelheit und Individualität der Persönlichkeit hat gerade im Selbst ihren Gipfel. Solche Individualität mit der Zufälligkeit ihres Inhalts ist aber weit entfernt das letzte Ziel der Entwickelung des Menschenwesens zu sein. Eben weil der Mensch, wohin kein Tier gelangen kann, über das Seelische hinaus sich zum Selbst entwickelt, zu jener allgemeinen Form des Sichaufsichbeziehens, drängt ihn der innere Zug der Entwickelung auch noch weiter zum Gewinn eines allgemeingültigen Inhalts. Die Individualität und Zufälligkeit des Bewusstseinsinhaltes muss ihm selber das Mittel und Material abgeben für die Herausbildung des Allgemeingültigen in Fühlen, Denken und Wollen. Dieses Allgemeingültige im Menschen nun nennen wir Geist, und so ist der Mensch nicht allein Leib, Seele und Selbst, sondern im tiefsten Kern seines Wesens ist er Geist, zunächst nur der Anlage und Bestimmung nach, sodann aber, wenn seine Entwicklung sich in normaler Weise vollzieht, mehr und mehr auch in der Wirklichkeit. Soweit der Mensch Geist ist, ist sein Attribut die Vernünftigkeit, und Vernunft das allgemeine,

in allen Menschen vorhandene Vermögen, über die Zufälligkeit des Selbstes zur Allgemeingültigkeit, zur Sittlichkeit im Wollen, zur Wahrheit im Denken, zur reinen Form in Gefühl und Phantasie sich zu erheben. Solche Erhebung aber vollzieht sich als die freie That des Geistes, aus der Natürlichkeit des Selbstes herauszugehen und eben diese Natürlichkeit als Material für die Herausbildung des Idealen zu verwenden. Ist aber der Geist der Gipfel und Abschluss dessen was der Mensch ist, und ist Geist zu sein seine eigentliche Bestimmung, so wird alles andere, das Selbst und die Seele und auch der Leib, als Vorstufe und Mittel für den Geist als den Zweck und das Ziel der Entwickelung aufzufassen sein, und was der Leib eigentlich ist, wird sich nur sagen lassen, wenn erkannt worden ist, was der Geist eigentlich ist.

Nicht um das Verhältnis von Leib und Seele also handelt es sich eigentlich. Dieses ist gar nicht fraglich, es versteht sich vielmehr von selber. Das Verhältnis des Menschen zu seinem Leibe, das ist die Frage, und also wird insbesondere das Verhältnis des Selbstes und des Geistes als der beiden oberen Momente des Menschenwesens zum Leibe und zu der Seele als den beiden niederen Momenten zu erörtern sein. Denn wo vom Leibe die Rede ist, da ist auch gleich immer die Seele mitgedacht, und wo das Verhältnis zum Leibe erörtert wird, da wird vielmehr das Verhältnis zur Seele gemeint als zu derjenigen ideellen Einheit, durch die das äussere Gebilde, das man Leib nennt, gestaltet und zum äusseren Bilde innerer Lebendigkeit zusammengehalten wird. Selbst wenn es uns nicht gelänge, über das grosse Problem selber etwas Förderliches zu sagen, so würde immerhin schon der Gewinn beträchtlich zu nennen sein, die falsche Fragestellung beseitigt und durch eine bessere ersetzt zu haben. Wie ist der Umgang des Menschen als Selbst und als Geist mit seinem Leibe und seiner Seele zu deuten und zu erklären: das wird die eigentliche Frage sein.

V.

Zunächst allerdings wird es geraten sein, den Geist hier eine Weile aus dem Spiele zu lassen; nicht dass wir im Folgenden ohne Geist weiter zu reden gedächten, sondern nur vom Geiste

wollen wir fürs erste nicht reden. Denn das Verhältnis des Geistes zum Leibe bietet noch seine besonderen Schwierigkeiten. Was der besonnenste unter allen Denkern dereinst gemeint hat, dass von allem Menschlichen allein der Geist nicht seine Unterlage am Organismus des Leibes habe, sondern so zu sagen wie ein Fremdling von aussen in ihn hineintrete, das hat wenigstens sehr viel Einleuchtendes. Das schlechthin Allgemeine und Gleiche scheint mit der Besonderheit der leiblichen Bildung, die sich selbst tragende, sich selbst genügende Vernünftigkeit mit der sinnlichen Körperlichkeit keinerlei Gemeinschaft und Verkehr zu haben. Indes dies mag hier dahingestellt bleiben; es erfordert seinen eigenen Ort.

Dagegen dürfen wir dies als in unseren früheren Auseinandersetzungen ausgemacht ansehen, dass das Selbst zum Leibe im engsten Verhältnis steht, und zwar im Verhältnis der Wechselwirkung und des Zusammenwirkens. Wir wissen wohl, es giebt eine Anschauungsweise, die dem schnurstracks entgegensteht, und doch nicht ohne guten Grund und sinnvollen Zusammenhang ist. Wenn man den gesamten Zusammenhang der Dinge ohne den Begriff der Causalität im engeren Sinne construiert; wenn man alle Erscheinungen aus der Natur der einen Substanz mit derselben ewigen Notwendigkeit fliessen lässt, mit der aus der Natur des Dreiecks die Eigenschaften der Linien und Winkel des Dreiecks folgen: dann giebt es natürlich auch keine Wirkung des Selbstes auf den Leib oder des Leibes auf das Selbst, sondern nur eine Abfolge aus der Substanz, die sich unter dem Attribute des Denkens so und unter dem Attribute der Ausdehnung anders darstellt, dem Wesen nach aber beidemale dieselbe ist. Aber diese Consequenz der spinozistischen Denkweise kann man nicht wohl übernehmen, ohne die Voraussetzungen mit zu übernehmen, die allein sie verständlich und sinnvoll zu machen imstande sind. An die Causalität sonst glauben, aber an dem einen und dem wichtigsten Punkte sie auf einmal ableugnen, das ist mindestens nicht hübsch, und wenn man den Vorwurf der Unhöflichkeit nicht scheut, könnte man es auch wohl noch anders nennen. Im Ernste lässt sich aber jener Standpunkt überhaupt nicht durchführen; ohne Causalität

kommen wir für das Verständnis der Dinge nicht aus, und am allerwenigsten bei dem Verhältnis zwischen uns und unserem Leibe. Es hilft hier keine Ausrede; um die Thatsache kommen wir nicht herum, dass unsere Innerlichkeit auf den Leib und der Leib auf unsere Innerlichkeit weist. Eben diejenigen, die es leugnen möchten, geben es thatsächlich doch wieder zu. Geht es also nicht an, die Thatsache zu leugnen, so muss man sie begreiflich und verständlich zu machen suchen.

Beim ersten Anblick freilich scheint die Schwierigkeit ganz unlösbar. Wodurch sie uns in solche Verlegenheit versetzt, das ist der Widersinn der Vorstellung, dass eine äussere Masse wie der Körper bewegt werden soll durch etwas, was selbst keine äussere Masse ist, und dass die körperliche Bewegung einer materiellen Masse Wirkungen ausüben soll auf die Innenwelt, also auf Vorgänge von ganz verschiedener Art und in einem ganz anderen Gebiete der Erscheinung. Dass ein Pferd, eine Maschine, ein Windstoss die 80 Kilogramm schwerer Materie meines Körpers in Bewegung setzt, das ist einleuchtend und verständlich; aber wie mein Wille, mein Affect, meine Vorstellung die gleiche Wirkung üben soll, ist völlig unbegreiflich. Dass ein Gefühl das andere, eine Vorstellung die andere, oder auch dass ein Gefühl eine Vorstellung oder eine Vorstellung ein Gefühl hervorrufe, lassen wir uns gern gefallen; aber dass eine äussere, dingliche, in unserem Leibe sich fortsetzende Bewegung dergleichen Vorgänge in unserer Innerlichkeit soll verursachen können, das erscheint unglaublich und undenkbar. Eine solche heterogene Causalität bleibt ein stetig sich fortsetzendes Wunder. Ausserdem, für alle Bewegung körperlicher Massen gilt der Satz von der Erhaltung der Energie. Die Energie kann wohl die Form ihrer Erscheinung ändern, aber ihre Grösse bleibt in aller solcher Formveränderung dieselbe. Könnte von der Innerlichkeit irgend welcher Wesen in diese Bewegung eingegriffen werden, so würde zu dieser Grösse der Energie etwas von fremder Seite her hinzukommen; die oberste Regel für das ganze System der Bewegung würde durchbrochen, und an die Stelle der strengen Gesetzlichkeit träte die Willkür und der Zufall, eine chaotische Verwirrung. Und zwar dies auch abgesehen von einer etwaigen Freiheit der

Innerlichkeit im Sinne eines Vermögens, sich ursachlos für das eine oder für das andere zu bestimmen. Denn gesetzt auch, die Innerlichkeit wäre selber durchaus in allen ihren Zuständen, Vorgängen und Thätigkeiten durch Ursachen bestimmt, wie sie auf ihrem Gebiete vorkommen und wirken können, so würden solche immateriellen Ursachen, oder wie man sie nennen will, Kräfte, Vermögen, doch in dem äusseren Reiche der räumlichen körperlichen schweren Massen nichts zu schaffen haben. Diese äussere Welt der Dinge und ihrer Bewegungen ergiebt ein verständliches Ganzes denkbarer Zusammenhänge, so lange nichts ihr völlig Fremdartiges in sie hineingreift und ihre Zirkel stört; wir geraten in einen Abgrund von Unbegreiflichkeiten augenblicklich, sobald das System nicht auf sich und seine eingeborenen Kräfte beschränkt bleibt, sondern es sich muss gefallen lassen, dass sein Gang durch Kräfte ausserhalb des Systems vorübergehend oder gar stetig aufgehalten und abgelenkt werden könnte.

Das Gleiche würde sich weiter auch für das Reich der Innerlichkeit bei Eingriffen in dasselbe von aussen her ergeben, wenn wir von diesem irgend eine Kenntnis besässen, die sich unserer Kenntnis der körperlichen Aussenwelt an Reichtum und an Sicherheit vergleichen liesse. Aber von der Innenwelt haben wir erstens solche Erkenntnis nicht, und zweitens haftet auch an ihr ein geringeres Interesse. Es ist auch gar nicht die Innenwelt, die in diesem psychologischen Zeitalter die Gedanken vorwiegend beschäftigt. Nicht um ihretwillen und um unsere Vorstellung von ihr aufrecht erhalten zu können, werden die obengenannten Schwierigkeiten so stark betont, sondern im Interesse der Aussenwelt und unserer Wissenschaft von ihr. Die unermessliche Zärtlichkeit und die liebevolle Besorgnis, die sich in allen Bemühungen der Zeitgenossen um das Verständnis der Seele kundgiebt, gilt den Lieblingsvorstellungen unserer heutigen Naturwissenschaft, die viel wichtiger sind als das Evangelium; denn aus diesem lernt man weder Maschinen bauen noch neue Vorrichtungen erfinden; wohl aber lernt man es aus der Naturwissenschaft, und ihr verdanken wir alle die ungeheuren Verbesserungen des äusseren Lebens, auf die das Zeitalter mit Recht so stolz ist. Diese Natur-

wissenschaft ruht aber auf der Annahme von dem alles umfassenden Mechanismus der starren Materien, und daher stammt die Schwierigkeit, den Mechanismus der Leiblichkeit mit psychischem Leben zusammenzubringen.

Wir müssen einen Augenblick hierbei verweilen; ein Blick auf die Geschichte des Problems wird uns nützlich sein. Die Undenkbarkeit einer physischen Einwirkung der Innerlichkeit auf den Leib und des Leibes auf die Innerlichkeit drängte sich dem Bewusstsein auf in dem Augenblicke, wo man mit der mechanistischen Auffassung der Aussenwelt in ihren Veränderungen und Bewegungen vollen Ernst machte. Damit hatte man sich im Gedanken zwei völlig von einander getrennte Erscheinungsreihen wie zwei getrennte Welten ohne jede innere Gemeinschaft geschaffen und stand so vor dem absoluten Rätsel. Es war die erste und nächste Verlegenheitsauskunft, dass man den lieben Gott bemühte, um von Schritt zu Schritt, von Moment zu Moment, eine Uebereinstimmung und einen Zusammenklang herzustellen, der sich aus der Sache selber nicht ableiten liess. Um dem Wunder der physischen Einwirkung zu entgehen, erdachte man das ebenso grosse Wunder eines stetigen Eingriffs von aussen in beide Reiche. Dass diese Auskunft den Gedanken nicht auf die Dauer zu befriedigen vermochte, ist wohl begreiflich.

Das zweite war dann der Versuch, die beiden getrennten Erscheinungsreihen auf die beiden Attribute an der einen Substanz zurückzuführen; aber auch das war doch nur eine Auskunft, die die Verlegenheit wohl verdeckte, aber nicht aufhob. Denn der Thatsache war auch so ihr Recht nicht gewahrt. Es gab dann wohl eine oberste, eine absolute Einheit, an der die getrennten Erscheinungsreihen auftraten; aber dafür verschwanden die untergeordneten Einheiten, die es gerade galt zu erklären. Es verschwand die Persönlichkeit mit ihrem Wunderbau, die Leib und Innerlichkeit zugleich und in einem war, und in der ein stetiger Austausch der getrennten Momente die Einheit als lebendige aufrecht erhielt. Also auch dieser Lösungsversuch, so Wertvolles er auch sonst mit sich brachte, reichte an die Aufgabe nicht heran.

Der Dualismus, wo er auch auftrete und in welcher Form,

ist immer das Zeichen eines halben, eines nicht zu Ende gekommenen Denkens. Der Gedanke verlangt Einheit, nicht eine tote, ruhende, abstracte Einheit, die oben aufgeklebt ist, sondern eine solche, die den Reichtum der Unterschiede in sich trägt, ihn aber zugleich bewältigt, bindet und aufhebt. Aber dann müssen, wie die Einheit die Unterschiede, auch die Unterschiede die Einheit in sich tragen. Sie müssen sich als Unterschiede der Einheit erweisen, die Einheit an sich ausprägen und von der Einheit zeugen, aus der sie stammen und in die sie immer wieder aufgehoben werden. Was nun unser Problem anbetrifft, so ist die eine Seite des Gegensatzes unverrückbar gegeben. An dem Dasein und der Erscheinungsweise der Innerlichkeit, die uns das zunächst Bekannte ist, lässt sich nicht deuteln und nicht mäkeln. Aber wohl giebt es von der anderen Seite des Gegensatzes die Möglichkeit verschiedener Auffassungen. Man kann darin die vollkommene Gegensätzlichkeit zur Innenwelt betonen und sie bis zum Extrem treiben, so dass für sie nur die Starrheit des Todes und die Äusserlichkeit schlechthin mit ihrer vollkommenen Gleichgültigkeit übrig bleibt; man kann aber auch den Gegensatz als einen nur relativen fassen, so dass, was auf der einen Seite ist, auch auf der anderen vorkommt, nur in vermindertem oder gesteigertem Grade, und man erhält dann eine fortlaufende Reihe mit zwei äussersten Gegensätzen, die als solche nicht in der Wahrnehmung vorkommen, sondern nur für alles Wahrgenommene die letzten Endpunkte entgegengesetzter Bewegungsrichtungen bilden, und zwischen ihnen eine Unendlichkeit von Stufen mit unendlich kleinen Unterschieden und Übergängen, die einen stetigen Zusammenhang bilden mit der Tendenz, möglichst ohne Sprung sich an einander zu schliessen. Dann liegt die reine Materie als das eine Extrem an dem einen Ende, und die reine Form als das andere Extrem an dem anderen Ende der Reihe; jedes Glied dieser Reihe aber trägt ebenso den Stempel der Materie wie den der Form an sich, nur in verschiedenem Masse, und so dass in der einen Richtung die Materialität, in der anderen die Geformtheit stetig zunimmt.

Es war ein grosser Schritt des Gedankens, als dem in Folge der neuen Denkweise geschärften Problem gegenüber ein kühner

Denker es wagte, den alten Gedanken der Continuität zu erneuern, um dem Dualismus und seinen Undenkbarkeiten zu begegnen. Die Innenwelt auf die Materie zurückführen zu wollen, ist einfacher Unsinn; wenn wir ganz ungelenke und ungeübte Geister sich solchen Unterfangens mit gerechtfertigtem Triumphe in hoher Selbstzufriedenheit rühmen sehen, kann uns das weder wundern noch sonderlich verdriessen; eher geziemt ihnen gegenüber die Stimmung mitleidiger Rührung, mit der wir ja auch dem seltsamen Gebahren anderer grosser und kleiner Kinder zuschauen, die wir für ihre ungeschickten und unbeholfenen Versuche auch nicht verantwortlich machen, die uns vielmehr durch ihre naive Unzulänglichkeit ein ausnehmendes Vergnügen bereiten. Es bleibt also nur der andere Weg offen, die Materie irgendwie nach Art der Innerlichkeit zu fassen. Sicher war es ein bedeutsames Wagnis, mit dem zuerst sich deutscher Geist in die Geschichte des modernen Gedankens eingezeichnet hat, das was uns als Materie erscheint auf ein Zusammensein seelenhafter Wesen zurückzuführen und für die unendlichen Unterschiede der materiellen Erscheinungsreihe den Grund in den unendlichen Abstufungen der Klarheit oder Verworrenheit des Vorstellens anzugeben. Es stimmt auch sehr gut dazu, dass derselbe grosse Denker in den unendlich kleinen Unterschieden und Annäherungen der Grössenverhältnisse das unvergleichlich machtvolle Mittel kennen lehrte, die fliessende Unbestimmtheit der Raumausdehnung mit der diskreten Bestimmtheit der Zahl auszugleichen und so in der Aussenwelt selber das Continuierliche dem exacten Masse zu unterwerfen.

Indessen, ein völliges Genüge für die Lösung des grossen Problems gewährt auch die geistvolle Hypothese der Monaden nicht, schon deshalb nicht, weil sie allzu künstlich ist und für ihre Durchführung eine überaus schwierige Häufung von Hilfshypothesen erfordert. Aber auch damit gelingt es ihr nur, ihre Mängel zu verdecken, nicht sie zu beseitigen. Da stehen die seelenhaften Einzelwesen, durch deren Zusammensein sich die materielle Aussenwelt als Erscheinung erzeugt, einander in voller Selbständigkeit gegenüber, jedes für sich eine Darstellung des Universums von besonderem Standpunkt, keines auf die anderen

wirkend oder von den anderen Wirkungen empfangend. Da ist die Materie doch wieder nur eine Begleiterscheinung der vorstellenden Wesen, die das eigentlich Wirkliche sind, und selber ohne solche Wirklichkeit. Da giebt es also auch keine wirkliche Verursachung und auch nicht einmal ein wirkliches Geschehen; es rollt nur das schon Vorhandene, aber noch Eingewickelte ab, ohne dass sich im Werden etwas änderte und ein Neues einträte. Da ist endlich die Einheit und der Zusammenklang als ein bloss Vorausbestimmtes den Unterschiedenen, die doch selber nicht von Wesen verschieden sind, nur äusserlich auferlegt und erzeugt sich nicht aus der eigenen Bewegung der unendlichen Vielheit. Diese Mängel aber haften der Anschauung nicht zufällig, sondern notwendig und unaustilgbar an, wenn man die Welt aus Seelen aufbauen will. Wegweisend wird man also die Hypothese nennen dürfen, und ein unverlierbares Moment ist in ihr anzuerkennen; aber die Aufgabe bleibt trotzdem bestehen, und eine neue, bessere Fassung des Gedankens war die dringende Anforderung, die das wissenschaftliche Nachdenken zu neuen Anstrengungen spornte.

Erwies sich die Annahme von der Vielheit der seelenähnlich gedachten Monaden ebenso unzulänglich wie die Einheit der dingartig gedachten Substanz, so blieb die dritte Annahme übrig, dass das Seiende Geist sei und alle Erscheinung Geisteserscheinung. Der Mann, der zuerst diesen Gedanken durchzubilden unternahm, war in Wahrheit dazu ausersehen, ein schöpferischer Erneuerer und der Vater der neueren Wissenschaft zu werden. Die dem anschauenden und denkenden Geiste eingeborenen, die eigene Natur des Geistes ausdrückenden Grundformen sind nach dieser Auffassung die Formen, in denen die gesamte Welterscheinung sich bewegt, und durch die sie durchgängig bestimmt ist. Die erzeugende Kraft des Geistes bringt sich die Welt als ihr Objekt hervor. In der Ausdehnung und Bewegung der materiellen Welt tritt uns das Erzeugnis der anschauenden Thätigkeit des Geistes objectiv entgegen; in der Verknüpfung aller Elemente der äusseren und der inneren Erscheinung zur Einheit und zu allseitiger gedankenmässiger Beziehung auf einander erblicken wir das Gegenbild und Werk der die denkende Thätigkeit des Geistes gestaltenden Begriffe; die Voraussetzungen, ohne

welche die über alle Grenze und alle Bedingtheit ins Unendliche und Unbedingte hinausstrebende Freiheit des Geistes, die erste und gewisseste aller Thatsachen, nicht gedacht werden kann, stellen sich uns dar in dem Reiche der Ideeen als unserer wahren, durch unsere sinnliche Natürlichkeit und unseren an die Einzelheit verhafteten Verstand freilich nicht erreichbaren Heimat.

Das war der Entwurf einer neuen, befriedigenderen Auffassung des Problems. Aber allerdings, in der Form, wie diese machtvoll das Dunkel erhellende Anschauung zuerst in die Welt der wissenschaftlichen Gedanken eintrat, konnte sie sich nicht behaupten. Es musste der Schein abgestreift werden, als liege zwischen der sinnlichen Anschauung und der begrifflichen Verstandesthätigkeit eine unausfüllbare Kluft, als sei die Einrichtung des menschlichen Erkenntnisvermögens eine bloss thatsächlich gegebene, nicht mit der vernünftigen Natur des Geistes zusammenfallende, als sei die für uns auf Grund der Anlage unseres Erkenntnisvermögens sich notwendig ergebende Welterscheinung von der eigenen Natur der wirklichen Welt vollkommen getrennt und die uns erscheinende Welt nur das Ergebnis unserer besonderen Geistesanlage, und endlich als sei gerade das Höchste und Wissenswerteste der begrifflichen Erkenntnis ein für allemal entzogen, ein Gegenstand blossen Glaubens. Indem dieser Schein durch eine Reihe tiefdringender Gedankenarbeiten abgestreift wurde, ergab sich als dauernder, als unvergänglicher Gewinn die unverlierbare grosse Erkenntnis, dass das ganze Gewebe der äusseren und der inneren Welt innerlich durchdrungen ist von den dem Geiste eingeborenen Formen seiner Thätigkeit, die die Natur des Geistes ausmachen, und dass nichts in der Welt für uns Object sein kann, sei es Object des Wahrnehmens, des Anschauens, des Vorstellens oder des Denkens, was nicht unsere Vernünftigkeit wiederspiegelte, weil es durch die Vernunft in uns in Übereinstimmung mit der allgemeingültigen Vernünftigkeit hervorgebracht ist.

Nun wird man fragen: wo bleibt denn aber in alledem der Leib? Von dem sollte doch gehandelt werden. Was hat das alles mit dem Leibe zu thun? Wir meinen: sehr viel; eben den Weg zum Verständnis des Leibes haben wir uns mit diesen

Betrachtungen bahnen wollen. Ob es Geist giebt ohne Leib, mag fraglich sein; aber das ist sicher: ohne Geist giebt es keinen Leib. Denn das geht doch aus dem Gesagten als die elementarste Einsicht hervor, dass der Leib selber, wie wir ihn auch betrachten mögen, als ein Stück der Aussenwelt oder als einen Bestandteil unseres eigenen Wesens, das Gepräge des Geistes und seiner Vernünftigkeit an sich trägt. Auch der Leib als unser Object ist, wie entfernt auch immer, Widerschein des Geistes, nicht bloss indem wir ihn auffassen und anschauen oder denken, weil wir ihn in den unserem Geiste eingeborenen Formen anschauen oder denken müssen, sondern ebenso auch an sich und von unserer Auffassung unabhängig, weil in der Welt nichts sein kann, was nicht vom Geiste gesetzt und getragen, nicht von Vernunft durchdrungen wäre. Dies gilt vom Leibe zunächst wie von allem anderen was ist; es gilt aber sodann vom Leibe in ganz besonderem Masse, weil der Leib in der innigsten Beziehung zum Selbst und zur Persönlichkeit steht, deren Bestimmung es ist, Träger des Geistes zu werden, und so das objectiv Gedankenmässige im Universum nachzudenken, es zu erfassen und in sich zu reiner Darstellung zu bringen.

Die seltsamsten Gedankengänge begegnen uns auf diesem Gebiete. Wie oft hört man die Leute folgendermassen räsonnieren: das Gehirn ist so und so beschaffen; nur vermittelst unserer Gehirnthätigkeiten nehmen wir die Dinge wahr; also ist es ausgemacht, dass wir die Welt nicht wahrnehmen können, wie sie an sich, wie sie wirklich ist. Aber, ihr lieben Leute, das Gehirn ist ja selber ein Stück der Welt. Können wir von der Welt nicht wahrnehmen wie sie ist, so können wir auch das Gehirn nicht wahrnehmen wie es ist. Wir sehen die Welt genau so, wie wir das Gehirn sehen; wir haben vom Gehirn sicher keine bessere, eher eine schlechtere Erkenntnis als von der übrigen Welt. Ihr, die ihr uns das Gehirn kennen lehrt, behauptet uns die reinen erfahrungsmässigen Thatsachen zu überliefern, die ihr herausgebracht haben wollt. Aber während ihr doch sonst so kluge Leute seid, in diesem Stücke seid ihr auffallend befangen. Ihr meint, das alles erfahren zu haben; aber ihr wisst nur nicht, wie es euch ergangen ist. Als ihr an die Untersuchung des Ge-

hirnes gingt, brachtet ihr eine fertige Anschauung von der Welt, ihren Elementen und Vorgängen schon mit, und diese Anschauung gab euch den Massstab an die Hand auch für das Verständnis des Gehirns. Hättet ihr eine andere Anschauung mitgebracht, so würdet ihr die Sache ganz anders auffassen. Möglich ist es ja, dass euer Vorurteil das Rechte treffe; aber auch das Gegenteil ist möglich, und die Prüfung müsst ihr uns offen halten. Jedenfalls aber ist eure Kenntnis des Gehirns nicht eine Wegeleitung zum Verständnis der Welt, sondern umgekehrt das Weltbild in eurer Vorstellung ist die Voraussetzung für eure Ansichten über das Gehirn und für die Gesamtheit der Thatsachen, die ihr der Erfahrung zu verdanken meint.

Es sei also wie ihr sagt, und es werde euch alles zugestanden. Der Leib besteht aus Materien, und seine Bewegungen sind materielle Bewegungen. Wer aber weiss, dass in der Materie wie in allem anderen sich die Grundformen des Geistes bethätigen, der ist nicht allein nicht gebunden, sondern hat gar nicht die Möglichkeit, sich die Materie vorzustellen, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, seelenlos, leblos, starr und fest, nur von aussen gestossen, ohne allen inneren Trieb. Vielmehr sehen wir die Materie überall nach Gesetzen, also nach geistigen Bestimmungen bewegt, sehen sie überall geformt und nach bestimmten Formen strebend, alles von innen heraus, nach dem eigenen inneren Triebe, wie sich in der Krystallflüssigkeit die Teile je nach ihrer besonderen Natur ohne äussere Anleitung aus innerem Einverständnis nach bestimmten Axenrichtungen, Flächen und Winkeln ordnen. Die rein äusserlich bewegte Materie wird nirgends gefunden und nur durch ein Missverständnis als Thatsache vorausgesetzt. Wirklich ist zu der Materie auch immer die Gattung gegeben, der sie angehört, und die Form, in der sie besteht, das Gesetz, nach dem sie sich äussert, die bestimmte Beschaffenheit, nach der sie zu anderem in Beziehung tritt. Aus solchen bestimmt Unterschiedenen mit bestimmten inneren Antrieben und Bewegungen setzt sich das Gesamtbild der Welt als einer durchweg geordneten zusammen. Das ist es, was die Leute meinen, wenn sie's auch nicht sagen und nicht wissen, dass sie's meinen. Man spricht immer bloss von der Erhaltung der Energie; aber

indem man so spricht, setzt man dabei den Wechsel der Formen ihrer Erscheinung voraus; denn das ist gerade der Inhalt des Satzes, dass die Energie im Wechsel der Formen ihrer Quantität nach sich immer gleich bleibt. Geboten wäre es also, neben der Erhaltung der Energie auch die Erhaltung der Formen ausdrücklich zu betonen, in denen sie erscheint; wenn man vorzieht, sie stillschweigend hinzuzudenken, so begeht man einen Denkfehler aus Achtlosigkeit oder zärtlichem Vorurteil für das blosse, begriffslose Grössenverhältnis. Es giebt immer wieder mechanische Bewegung, Schall, Wärme, Licht, Elektricität, die sich immer wieder herstellen, bloss für unsere subjective Wahrnehmung oder objectiv an sich, darauf kommt hier gar nichts an. Ohne diese physicalischen Gesetze, ohne die chemischen Elemente mit ihren bestimmten Valenzen und Aequivalenten, den bestimmten Formen ihrer räumlichen Anordnung, ohne specifische Wärme, Gewichte, Ausdehnungen, Verbindungstendenzen kommt niemals eine materielle Welt zustande. Eine wissenschaftliche Erkenntnis giebt es nur von dem, worin der Begriff herrscht. Die Naturwissenschaft, auch die mechanistische, macht überall diese Voraussetzung von der Herrschaft des Begriffs in ihren Objecten; sie weiss es nur nicht und scheut sich vor dem Zugeständnis, wo man es ihr vorhält. Aber ihr Thun und Verfahren zeugt für sie, auch wo sie mit Worten in der Gedankenlosigkeit zu beharren meint oder vorgiebt.

Das wäre nun das Erste: die Materie steht in Wahrheit dem Geiste nach allgemeiner Anschauung gar nicht so fremd gegenüber, wie es nach der Ausdrucksweise der Leute den Anschein hat. Dazu kommt das Zweite. Unter den materiellen Gebilden nimmt der Leib eine ganz besondere, eine privilegierte Stellung ein. Hier haben sich die materiellen Teilchen zu ganz eigentümlichen Verbindungen zusammengethan und bilden ein Ganzes, welches lebt. Sie sind Diener, Bedingungen und Mittel geworden für einen Zweck, der sich durch sie und nicht ohne ihren eigenen inneren Trieb durchsetzt. Das Ganze erhält sich, indem es sie gebraucht und verbraucht, und die thätige Form erhält sich und bildet sich fort nach ihrer eigenen Anlage und ursprünglichen Bestimmtheit, indem immer wieder neue materielle Teile statt

der stetig ausgeschiedenen eintreten und sich dem Gesetze der Form unterwerfen. Es ist vollkommen widersinnig, diese Form als ein zufälliges Gebilde aus den blinden Bewegungen, Gesellungen und Trennungen der materiellen Teile aufzufassen; wären ihnen die Formen nicht eingeboren, so sollten die Materien es wohl bleiben lassen, sie aus ihren blinden Bewegungen hervorzubringen. Dieselben Leute, die das Wunder überall als den Untergang aller Wissenschaft zurückweisen, bedenken sich gar nicht, das Lebendige und Geformte aus dem blossen Zufall regelloser Bewegungen als ein besonders auffälliges und eigentümliches Ergebnis abzuleiten, und damit das Wunder aller Wunder als gegebene Thatsache zu setzen. Erfahrung und Betrachtung zeigt uns überall, dass die lebendige Form gezeugt wird, die Zelle aus der Zelle und die Zelle von bestimmter Art aus einer anderen Zelle von gleicher Art entspringt. Durch eine seltsame Metaphysik aber, nur um einer vorgefassten Meinung willen, aus reiner speculativer Willkür, trägt man kein Bedenken, das Organische, Lebendige, Beseelte durch Urzeugung aus dem Unorganischen, Toten, Seelenlosen sich durch Zufall bilden zu lassen, und um solchen Zufall doch irgendwie begreiflich zu machen, schiebt man ihn auf die unendliche Vielheit der möglichen Fälle und auf die ebenso unendliche Länge der Zeit. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand mit einer Billion Würfel genau eine Billion Augen werfe, ist gewiss sehr gering; sie ist aber unendlich gross gegen die Wahrscheinlichkeit, dass jemals ohne Plan und Absicht ganz von selber materielle Teilchen so zusammentreten, dass sie eine lebendige Zelle bilden, die sich in ihrer Form nicht nur zu erhalten, zu ernähren und zu wachsen, sondern auch ihresgleichen zu zeugen vermag. Und die Wahrscheinlichkeit wird auch nicht im geringsten grösser, wenn statt des einen Wurfes eine Billion Würfe hinter einander in Millionen von Jahren eine Billion Augen ergeben sollen. Was der Moment nicht vermag, vermag auch die noch so grosse Zeitdauer nicht. Es ist geradezu die herrschende Ansicht geworden, dass die Materie, an sich blind und stumm mit der Länge der Zeit Vernunft angenommen habe. Eine noch ärgere Entstellung des an sich so bedeutsamen Entwicklungsgedankens kann es gar nicht geben. Spätere Geschlechter werden

es unbegreiflich finden, dass dieselbe Menschheit, die die grössten technischen Verbesserungen erdacht und verwirklicht hat, sich solchem abenteuerlichen Wahne habe hingeben können, im Vergleich mit welchem der Hexen- und Zauberglaube früherer Jahrhunderte eine leichte und entschuldbare Abirrung des Gedankens ist. Wir lächeln über die kindlichen Ausschreitungen der Teleologie des philosophischen Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Aufklärung, das Zweckmässigkeit und Nützlichkeit nicht auseinander zu halten vermochte. Was ist das aber alles gegen eine Theorie, wonach die Vernunft durch einen Zufall oder eine Reihe von Zufälligkeiten in die Welt oder zur Welt gekommen sein soll!

Es hiesse auf das Niveau solcher Unvernunft hinabsteigen, wenn man erst noch beweisen wollte, dass dem Leibe die Zweckmässigkeit als sein innerstes Wesen, seine Wurzel und bildende Macht einwohne. Der Leib ist keine materielle Masse, sondern ein unter der Macht des Zweckes, der Form verlaufender Vorgang. Wer den Leib erfassen will, der muss ihn erfassen nicht in dem, was als seiend sich darbietet, sondern in dem, was geschieht und sich vollzieht. Dies Geschehen ist für jeden einzelnen Leib, und nicht erst für den Menschenleib, sondern schon für den einfachsten Leib eines einzelligen Wesens, im eigentlichsten Sinne des Wortes von unerschöpflicher Vielseitigkeit; denn in jedem Augenblicke dringt die ganze umgebende Welt auf das organische Wesen ein, und dieses erhält sich mit der Unendlichkeit seiner Glieder in seiner gebildeten Form gegenüber solchem Drange. Ein Menschenleib aber ist ein Unendliches so zu sagen von unendlicher Ordnung. Die thätigen Elementarteile, deren jedes als Glied wirkt, zählen zu wollen, ist ein kindliches Vergnügen. Unsere überaus geschickten Zeitgenossen bauen treffliche Mikroskope, mit denen man sehr vieles sehen kann; aber die Grenze für den Bau der Mikroskope bezeichnen diese herrlichen Instrumente doch nicht und noch viel weniger die Grenze der Sichtbarkeit überhaupt. Wir sollten allmählich gewitzigt genug sein, um nicht die Grenzen unseres Vermögens für die Grenzen des menschlichen Geschlechts zu halten und festlegen zu wollen, wie weit menschlicher Geist vorzudringen vermögen wird. Der Leib ist kein Gegenstand, bei

dem das Entdecken oder das Nachdenken je zu Ende kommen wird. Die letzten sechzig Jahre haben unser Wissen unglaublich bereichert; es ist nicht anzunehmen, dass die nächsten sechzig Jahre nicht noch viel Unglaublicheres in derselben Richtung leisten sollten, und wie viel mal sechzig Jahre mögen dem menschlichen Geschlechte noch bevorstehen bis zum grossen Weltbrande am jüngsten Tage, oder, wenn man das lieber hört, bevor der letzte Eskimo am Äquator erfriert! Nur so viel wissen wir sicher, dass die Action des Leibes eine unendlich hoch unendlich verschlungene ist, dass in ihr eine ebenso potenzierte Unendlichkeit von Kräften zur Bethätigung gelangt, und dass jede dieser Kräfte an sich unendlich klein, ein blosses Differential, die Action des Leibes aber eine stetige Integration ist. Hinter allen Wirksamkeiten von endlicher Grösse, die wir wahrnehmen können, stecken die unendlich kleinen Kräfte und ihre unendlich kleinen Äusserungen, die als die Posten der Summe hinzuzudenken sind, aber nicht wie man sie in der Mechanik des Starren voraussetzt, einander gleichartig und gleichwertig, sondern durch und durch individualisiert, herrschend und dienend, in abgestufter Würdigkeit, alle zum Zwecke des ungeheuren Systems zusammenwirkend, jedes für das Ganze, jedes für das andere Mittel und Zweck zugleich. Da ist kein Element, keine Zelle, keine leitende Faser ohne ihre ganz besondere Aufgabe und Leistung, und das Zusammen aller dieser Vermögen und Leistungen, das erst macht den Leib. Da ist nicht erst der Leib, und dann kommen auch noch Reflexe und Instincte und Fertigkeiten und unbewusst hellsehende Vermögen hinzu; sondern diese Reflexe, Instincte und Vermögen, die sind eben als Ganzes der Leib, und was als Erwerb des Lebens hinzukommt, ist nur die Ausfüllung eines ursprünglich gegebenen Rahmens, in dem das alles und noch unendlich viel mehr schon angelegt war. Diese Millionen von musicalischen Tonfolgen, Bildern, Farben und Gestalten, Sprachlauten und ihren Verbindungen, Gewöhnungen, Vorstellungen, Erfahrungen, Erinnerungen, die mir fix und fertig zu Gebote stehen, das ist ja gerade mein Leib. Die materielle Leibeserscheinung, der Körper, ist diesem eigentlichen Leibe gegenüber nur eben das, was für die Dynamo-Maschine Eisen und Kupfer, Holz und Seide, Kohle und Wasser, Leder und

Schmieröl ist, äusseres Mittel der Herstellung und Verwirklichung. Die eigentliche Maschine erfassen wir nicht in diesen Materien, sondern in ihrem Gange und ihrer Abzweckung.

Die Hauptsache aber ist doch immer drittens dies, dass der Leib mein Leib ist, der Leib eines Selbstes, dass sich als solches erfasst. Wenn man das so ausdrückt, ich hätte einen Leib, so drückt man sich sehr ungenau aus; man könnte mit demselben Rechte sagen, der Leib hätte mich, wenn nur der Leib von sich und meinem Selbst etwas wüsste. Aber man darf auch nicht sagen, der Leib sei ein Teil von mir oder etwas an mir; vielmehr ich bin selbst mein Leib, so zu sagen in einem Stadium meiner Entwickelung, und dieses Entwickelungsstadium ist nicht bestimmt, im Lebensprocess aufgehoben zu werden, sondern stetig sich zu erneuern und ebenso stetig zum Selbst überwunden zu werden. Alles was an mir unbewusst oder, besser gesagt, minder bewusst ist, das ist mein Leib, und da das Selbstbewusstsein mit seiner Aufmerksamkeit immer nur bei einem oder doch bei wenigen Gegenständen weilt, so ist unendlich vieles im Lebensprocess fortwährend ins Leibliche zurückgesunken, um wieder aus der Leiblichkeit emporgehoben werden zu können. An dieser Unendlichkeit von leiblichen Vermögen hat das Selbst seinen Inhalt und seinen Reichtum, seine Besonderheit und seinen Wert. Man wird es vorziehen, wo wir Leib sagen, dafür lieber die Seele zu setzen. In der Sache macht das keinen Unterschied. Denn was diese Masse von Fleisch und Knochen, von Flüssigkeiten und Gefässen zu einem Leibe macht, das ist eben die Seele. Aber uns kommt es darauf an zu verhindern, dass man jene blosse materielle Masse als solche schon für einen Leib halte und die Seele ihr als etwas Zweites und ihr Fremdes gegenüberstelle. Darum nennen wir lieber die Einheit, die wir meinen, den Leib als beseelten Leib, die Beseeltheit natürlich immer voraussetzend, wo wir etwas einen Leib nennen. Für die Auffassung des Gegenstandes ist nichts so verderblich wie der Dualismus, und diesem entgehen wir am ersten, wenn wir daran festhalten, dass der Leib nicht noch die Seele als ein Zweites, Fremdes, Hinzukommendes braucht, um seine Thätigkeiten zu ver-

richten oder dem Selbst zu dienen, sondern schon an sich Seele ist und Seele heissen darf.

Es ist also auch eine Vorstellung von kindlicher Naivetät, wenn man meint, mein Leib mache mich, ich sei Product meines Leibes, seiner ursprünglichen Anlagen und seiner weiteren Entwicklungen; mein Leib mache mich zum geborenen Verbrecher oder zum geborenen Wohlthäter oder auch nur zum geborenen Genie, Talent oder Dummkopf. Man hält sich gern bei den normwidrigen Störungen des Verhältnisses auf und weist nach, dass, wo kein ordentlicher Leib mit regelmässigen Verrichtungen ist, auch das Selbst nicht ordnungsmässig fungiert und zur Erscheinung kommt. Dem ist gewiss so; aber der Schluss ist nicht zulässig, dass eine Abhängigkeit deshalb bloss in der einen Richtung vorhanden sei. Vielmehr, wenn der Leib Bedingung für das Selbst ist, so ist offenbar das Selbst ebenso Bedingung für den Leib. Es ist wie in einer Ehe, wo Mann und Weib auch zusammengehören und keineswegs bloss das eine Ursache, das andere Wirkung ist, die Ehe aber doch besteht. Dass ich jetzt diesen Leib habe, ist offenbar meine That, genau so wie ich nicht ohne diesen Leib dieses Selbst wäre. Wo ein Leib ist, da ist auch ein Selbst und umgekehrt; im Menschenwesen kommt nur das Verhältnis zur reinsten Erscheinung. Eine entfernte Analogie zum Selbst zeigt auch das Känguruh, das Huhn und der Frosch; wir könnten die Leiter noch viel weiter hinabsteigen bis auf die letzten Ausläufer des Pflanzenreichs, und würden immer noch dieselbe Analogie, nur als immer entferntere, wiederfinden. Den niedrigst stehenden Organismen noch ein Ich zuzuschreiben, würde freilich allzusehr gegen den Sprachgebrauch anlaufen; bloss von einer Seele zu sprechen, würde zu wenig sein, weil ein Leib, wo er vorkommt, selbstverständlich von einer Seele geformt wird. Darum ziehen wir das Wort Selbst vor, um die Analogie zu erfassen, die das Menschenwesen eigentümlich heraushebt und doch mit allem Organisierten im Umfang des Daseins verbindet, und das einheitliche Wesen zu bezeichnen, das mit der leiblichen Verrichtung zusammenwirkend überall die Innenwelt ergiebt. Am Menschenleibe als dem vollkommensten kommt alles was zum Leibe gehört am vollkommensten zur Erscheinung; darum wird

man den Leib am besten am Menschen studieren und nicht an den niederen Wesen. Diese mag man noch so sehr steigern: es kommt nie etwas Menschliches heraus. Aber im Menschen ist auch das Tierische vertreten, oft leider etwas gar zu reichlich; in diesem Sinne kann der Mensch als das eigentlich Gemeinte Tier und Pflanze mitvertreten, auch wo es sich um den Leib handelt.

Gewiss hätte ich nicht jedes Beliebige werden können, schon der Besonderheit meiner leiblichen Anlage wegen; gewiss war mir dieses Bestimmte zu werden durch eben diese Anlage nahegelegt. Aber dass ich's geworden bin, ist nicht ohne mich, ist am meisten doch durch mein Selbst geschehen. Und ebenso haben die im individuellen Leibe gesetzten Anlagen für den Leib selbst einen sehr weiten Kreis von Entwickelungen möglich gemacht; dass davon diese bestimmten Möglichkeiten wirklich geworden sind, das ist durch die Wirkungsweise und Entscheidung des Selbstes geschehen. Zwar haben die Umstände, das umgebende Mittel, sicher auch das Ihrige dabei gethan, aber doch eigentlich nur in der Weise der Anregung und Veranlassung, und wie diese Anregung gewirkt, was sie veranlasst hat, das hat sich nach der bestimmten Art des Selbstes richten müssen wie nach der des Leibes. Der Leib und das Selbst sind beide in gleicher Ursprünglichkeit gegeben, in engster Verbindung mit einander; sie sind mit einander gross und stark geworden und haben in treuem Zusammenwirken einander die Hand reichend den Lebensvorgang gestaltet. Aber das eigentlich Bestimmende dabei ist doch das Selbst gewesen, das sich erfasst und weiss; der Leib hat sich angeschmiegt und Folge geleistet, im engeren Kreise das Seine thuend, fast wie eine gute Hausfrau. Wenn aber das Selbst als das Herrschende und Bestimmende sich erweist, so kommt es daher, weil es sich erfassend und wissend damit zugleich als Wille sich behauptet. Denn wollen wir im Selbst selber eine Seite als die vorwiegende bezeichnen, so müsste als solche der Wille gelten, nicht der blosse Wille, — denn der wird nicht gefunden, — sondern der sich im Wissen selbst erfassende Wille, der sich in der That der Selbstbehauptung äussert. Die weiteren Fragen, die sich daran anschliessen, über Freiheit und Abhängig-

keit, lassen wir lieber bei Seite, weil sie für diesen Gedankengang nicht entscheidend sind und hier in aller Eile nicht wohl abgemacht werden können.

Man sagt: ich bewege mich, und meint: ich bewege meinen Leib. In den meisten Fällen ist es der Leib, der sich bewegt, ohne Dazwischenkunft eines Ich oder, wie wir sagen, eines Selbstes. In keinem Falle aber darf man sich der Vorstellung hingeben, als bewege das Selbst den Leib etwa wie ein Windstoss oder die Kraft eines anderen Menschen meinen Leib bewegt. Ich kann den Berg emporklimmen, ich kann mich auch von einem Maultier emportragen lassen. Im letzteren Fall wird das Maultier müde, ich nicht, es sei denn durch die Unbequemlichkeit und Ungewohnheit der Lage. Steige ich aber auf eigenen Füssen, so wird nicht bloss mein Leib müde, sondern ich werde müde mit meinem Leibe. Ich trage meinen Leib nicht, wie ich eine fremde Last trage, und ebensowenig trägt mein Leib mich empor; ich steige, ich hebe mich auf die Höhe. Redet man bloss von der Summe des mechanischen Effects, so darf man sagen: die aufgewandte Muskelkraft habe 80 Kilogramm in einer Stunde 500 Meter hoch gehoben, und man kann berechnen, wie viel Kohle verbrennen musste, um diesen Kraftverbrauch zu ermöglichen. Den wirklichen Vorgang als die Leistung eines Organismus trifft man damit doch nicht. Die Muskelkraft ist verbraucht worden von mir, in meinen Diensten, zu meinen Zwecken. Ich regiere meinen Leib; aber ich regiere ihn nicht von aussen, als wäre ich dem Leibe, der Leib mir gegenüber ein Fremdling, sondern ich will, und der Leib thut selbstverständlich was er vermag, damit mein Wille geschehe. Es ist ganz richtig, dass nicht meine Hand, dass ich die Feder ergreife, um den Vertrag zu unterzeichnen. Ich will nach Hause gehen; dann brauche ich es nicht erst zu befehlen, sondern die Beine setzen sich ganz von selbst in Bewegung, wie sie's gewohnt sind, auf demselben Wege und zu demselben Ziele wie sonst immer ohne alles ausdrückliche Bewusstsein und Überlegung. Will ich unterwegs noch gleich bei Gelegenheit etwas anderes besorgen, was von der Gewohnheit abweicht, so bedarf es ganz besonderer Aufmerksamkeit und eines Aufwandes von Willenskraft; mangelt diese, so werde ich sicher wie immer

sonst nach Hause gehen und das ausnahmsweise übernommene Geschäft unverrichtet lassen. Der Wille des Selbstes giebt also einen Anstoss, und wie eine Maschine geht der leibliche Organismus seinen regelmässigen Gang.

Kann man nun sagen: das Selbst habe mit seinem Willen eine mechanische Wirkung von einer gewissen Grösse geübt? Doch wohl nicht; sondern die mechanische Arbeit, soweit es eine ist, ist schlechtweg die Sache des Leibes oder vielmehr des den Körper bildenden Materials. Der Leib hat eine Menge von Spannkräften in sich aufgehäuft; mit diesen ist er in beständiger Bewegung, unausgesetzt Kraft aufbrauchend und wiederherstellend. Ein Teil dieser Bewegungen und dieses Kraftaufwandes dient der Selbsterhaltung des Leibes, seinem Wachstum oder seiner Wiederherstellung, ohne dass das Selbst dabei beteiligt wäre. Sie gehören zur Natur und zum Begriffe des Leibes, und die Materie, aus der der Körper besteht, wird eben deshalb organisiert genannt, weil diese Bewegungen den Formen, zu denen sich die materiellen Teile zusammengeschlossen haben, selbstverständlich und unerzwungen entstammen. Aber in diesen Bewegungen erschöpfen sich die Kräfte des Leibes nicht; es bleibt ein Überschuss, mit dem er dem Selbst zu dienen und dessen Begehren zu befriedigen vermag. Es sind dieselben Kräfte und dieselben Bewegungen, nur diesmal einem anderen Zwecke dienend, der aber ebenso ursprünglich im leiblichen Organismus mitgegeben ist. Es gehört ganz ebenso zur Natur des Leibes, dass die Muskeln sich spannen und der Arm sich hebt, wenn ich einen Nagel in die Wand schlagen will, wie es zu ihr gehört, dass der Magen seine Schuldigkeit thut zum Zwecke der Verdauung, oder dass das Augenlid sich schliesst, um vom Auge eine Gefahr abzuwenden. Das eine geht durch das Bewusstsein hindurch und ist eine Äusserung des wollenden Selbstes; das andere geht nicht durch das Bewusstsein hindurch und hat mit dem Willen nichts zu schaffen: aus der Natur des Organismus ergiebt sich beides in gleicher Weise, die festen und stetigen, wie die wechselnden und beabsichtigten Bewegungen, und wenn jene begreiflich sind als die Thätigkeiten der zum Organismus geformten Materie, so sind diese auch nichts Unbegreifliches. Die Art des organischen

Leibes bringt aber beides in gleicher Weise mit sich: die zweckmässige Bethätigung im Dienste der Selbsterhaltung und die im Dienste des bewussten, wollenden Selbstes. Das letztere ist nur eine Fortsetzung, wenn man will eine Abart des ersteren. Das Rätsel schafft man sich erst durch die willkürliche Annahme, indem man die durch und durch andersartige organische Bewegung auf das Schema des mechanischen Geschehens zurückführt.

Der Leib ist keine tote, träge Masse; er ist lebendig. Das will sagen: er ist immer in Bewegung; alles an ihm ist in ununterbrochener Bewegung, alles an ihm zappelt. Es ist ein blosser Schein, eine täuschende Vorstellung, dass er irgendwie oder irgendwann eine ruhende Masse wäre. Für eine äussere Kraft, die auf ihn wirkt, mag er dafür gelten; das hat mit seinen inneren Kräften und Bewegungen nichts zu thun. Fällt einer durch die Bodenluke, so zerbricht er sich die Knochen; ein fallender Dachziegel, ein fliegendes Geschoss zertrümmert die Schädeldecke oder den Brustkasten ebenso wie irgend ein Gerät von Glas oder Thon. Durch irgend eine Kraft von aussen gestossen, stösst die Leibesmasse wieder mit kinetischer Energie von bestimmter Grösse und verrichtet Arbeit wie eine andere bewegte Masse. In solchen Fällen handelt es sich in Wirklichkeit gar nicht um den Leib, sondern um das äussere Gerüste des Leibes, um das Material, das er bei seinem Aufbau verbraucht, und nur mittelbar wird der Leib dabei in Mitleidenschaft gezogen, sofern seine Formen und Thätigkeiten durch den Zustand dieses Materiales bedingt sind. Den Leib erfassen wir erst, wo wir das System von Bewegungen ins Auge fassen, die eine bestimmte Form innehalten und ein Ganzes ausmachen, und die durch den Zweck der Erhaltung eben dieses Ganzen gefordert werden. Dieser bildende und bestimmende Zweck, der allgegenwärtig dem Leibe innewohnt, gestaltet den Leib als seine Seele; das seelische Geschehen ist der leiblichen Äusserlichkeit gegenüber inneres Geschehen, aber es ist von der leiblichen Bewegung nicht getrennt und nicht ein zweites, was noch erst dazukäme, sondern seelisches Geschehen und leibliche Bewegung ist zugleich mit einander und in einander. Im Leibe wird das rein Mechanische nirgends gefunden; alles an ihm ist organisch. Daher ist nichts an ihm bloss äusserlich, sondern

überall ist seelische Innerlichkeit mitgesetzt, nicht wie zwei parallele Erscheinungsreihen einander begleiten, sondern etwa wie derselbe Strahl hell und warm zugleich ist. Keine Empfindung, Trieb, Begehrung ohne leibliche Bewegung; keine leibliche Bewegung, die nicht auch ein seelischer Vorgang wäre. Man kann das Leibliche und das Seelische durch Abstraction im Gedanken trennen; im reellen Vorgang sind sie ungetrennt, die beiden Momente eines einigen Geschehens.

Allerdings, was wir da gesagt haben, wäre eine unmögliche, eine unvollziehbare Vorstellung, wenn die Materie, aus der der Leib sich aufbaut, und die in den leiblichen Bewegungen bewegt wird, an sich tot und starr wäre und nur dem Zwange des äusseren Stosses unterworfen folgte. So aber ist sie nicht; mit einer solchen Annahme wäre alles unverständlich, nicht bloss die organische Natur, sondern auch die unorganische. Man mag für gewisse Aufgaben zur Vereinfachung des Verfahrens sich die Sache so vorstellen und den letzten Rest und Schimmer von seelenhafter Innerlichkeit, der überall ist, wo Materie ist, vernachlässigen und ausser Rechnung stellen; man soll aber nicht meinen, damit die Sache selbst getroffen zu haben. In der That ist die starre Ruhe des Todes nirgends, nirgends findet sich ein bloss mechanisches Geschehen. Das beweist das Dasein der Organismen, die zu ihrem Lebensprocesse die materiellen Elemente gebrauchen, für die also diese Elemente verwendbar und geeignet sein müssen. Gerade diejenigen, die der Meinung sind, die Teile der Materie hätten im Laufe der langen Zeit auf dem Wege der Entwickelung es sich angewöhnt, zum Bau eines menschlichen Auges oder Gehirnes zusammenzutreten, müssten der Materie eine ursprüngliche Thätigkeit des Lernens und der Auswahl des Besseren zuschreiben. Dass im Leibe das, was überall in der Materie schlummert, zur vollen Verwirklichung gelangt und mit den leiblichen Bewegungen unmittelbar seelische Vorgänge verbunden sind, das zu denken hat keine Schwierigkeit für den, der in der Materie mehr sieht als die gedankenlose Masse und der den Begriff der Organisation als der höchsten Steigerung des Vermögens der Materie festhält. Die Materie ist an sich seelenhaft, und wo sie ihr Wesen zu voller Erscheinung

bringt, da wird sie im Dienste der Seele das Material zur Verwirklichung eines Leibes als des Trägers der seelischen Vorgänge.

Zum Wesen der Organisation gehört es, dass das Organisierte sich aus Organisiertem zusammensetzt, der grosse und umfassende Organismus aus kleineren und engeren organischen Bildungen besteht, und die Grenze, wo das Organisiertsein aufhört, nirgends gefunden wird. Der Organismus ist gegliedert, und ebenso hat jedes Glied wieder seine Glieder, und so fort ins unendliche. In dieser Mannigfaltigkeit wird ein Einfachstes nicht gefunden. Gruppen von Organismen treten zu Partialsystemen als Glieder des Ganzen zusammen; aus engeren Systemen bilden sich weitere Systeme; alle so abgestuften gliedlichen Einheiten werden zu einer umfassendsten Einheit zusammengehalten. Diese ist für alle der letzte Zweck; aber was der obersten Einheit als Mittel dient, ist selbst wieder Zweck für das ihm Untergeordnete. So geschieht es denn, dass die seelische Leistung nicht bloss der obersten Einheit zukommt, sondern auch jedem der Partialsysteme und jeder der weiter untergeordneten Gruppen; nur dass diese Leistung um so vollkommener wird, je mehr wir uns auf dieser Stufenleiter der obersten Einheit nähern. Seelische Innerlichkeit eignet dem Organismus in allen seinen Gliedern, und vermag die oberste oder die höhere Einheit überhaupt nicht mehr zu wirken, so tritt überraschend die seelische Wirksamkeit der niederen Glieder hervor, die bis dahin in der Wirksamkeit der höheren Gruppen verborgen geblieben war. Da die Sache an sich klar ist, können wir uns ersparen, einige anmutige Geschichten von den Leistungen geköpfter Frösche und dergleichen zu erzählen, die sonst hier passend anzubringen wären. Wir legen eben auf Begriffe mehr Wert als auf Geschichten; sind diese viel interessanter, so sind dafür die Begriffe beweiskräftiger. Hundert einzeln aufgezählte Pfennige sind nicht mehr als eine Mark; nicht selten bedeuten sie beträchtlich weniger.

Für den menschlichen Leib nun findet sich eine solche letzte Einheit im Selbst, im Ich, wie man gewöhnlich sagt. Dem Selbst dient der Leib mit allen seinen Vermögen, und wie die Seele den Leib gestaltet, so weist das Selbst dem gesamten

seelischen Vermögen des Leibes die Richtung und Art seiner Bethätigung an. Hier erst beginnt die eigentliche Schwierigkeit. Wie soll man sich den Vorgang denken? Jeder Versuch, sich die Sache so vorzustellen, als träte zu der im Leibe enthaltenen physischen Energie durch die Wirkung des Selbstes eine Energie von anderer Art hinzu, muss von vorn herein abgewiesen werden. Damit würde das Unbegreifliche gesetzt, um das Dunkle begreiflich zu machen. Mit dem Satze von dem parallelen Ablauf zweier getrennter Reihen, die sonst gar nichts mit einander zu schaffen haben, ist auch nichts geleistet; damit wird das Verwunderliche nur auf einen verwunderlichen Ausdruck gebracht und auf Erklärung ausdrücklich verzichtet. Betrachtet man aber das Gehirn wie eine Retorte, in der physicalisch-chemische Arbeitsleistung in seelische umgesetzt wird, so gerät man in den Unsinn, das Unvergleichbare an einander zu messen. Auch dass die Seele potentielle Energie des Gehirns in lebendige Arbeit umwandle, ist eine ungenügende Vorstellung; das könnte nicht geschehen, ohne dass die Seele selbständige Kraftquelle im mechanischen Sinne wäre. Das alles geht nicht.

Es gilt auf dem Wege des Gedankens zu bleiben und allen willkürlichen Annahmen den Zugang zu versperren. Die Lösung liegt bereit. Man braucht nur aus dem Begriffe der Continuität die Consequenzen zu ziehen; dann kann man hoffen zum Ziele zu kommen und allen Seiten, die die Erscheinung bietet, gleichmässig gerecht zu werden. Wir haben das Ergebnis genugsam vorbereitet, und dürfen uns nun auf wenig Worte beschränken.

Nirgends in der Natur der Dinge findet sich ein Sprung, auch nicht zwischen der unorganischen und der organischen Natur, und ebensowenig zwischen dem beseelten Leibe und dem Selbst. Das Selbst steht zur Seele im engsten Verhältnis und hat an dem beseelten Leibe seinen Bundesgenossen. Der Leib und das Selbst stehen sich nicht fremd und gleichgültig gegenüber; die leiblichen Lebensprocesse kommen dem Selbst zu statten. Die Seele, die den Menschenleib gestaltet, ist keine blosse Seele, sondern eine zum Selbst gesteigerte Seele, und der von ihr gestaltete Leib ist mit der Fülle der in ihm niedergelegten Vermögen auf den Dienst des Selbstes angelegt und dem Selbst

allezeit bereit, so lange nicht äussere Störung ihn normwidrig hindert. Daher wachen und schlafen sie mit einander, sind mit einander gesund oder krank, stark oder schwach. Der Eingriff des Selbstes in den Leib ist kein äusserer Eingriff, sondern des Leibes eigene innere Entwickelung; die Wirkung des Leibes auf das Selbst ist keine Wirkung nach aussen, sondern der Reflex, der aus der Mannigfaltigkeit der Glieder in die oberste Einheit fällt. Wird diese oberste Einheit ausgeschaltet, so treten die Einheiten der Partialsysteme selbständig hervor, wirkend und leidend, und der Organismus des Leibes fungiert ohne das Selbst automatisch weiter. Auch hier aber ist nirgends ein Sprung, sondern überall finden sich stetige Übergänge; das Traumleben und das wache Leben sind einander nicht fremd wie sich gegenseitig ausschliessende Gegensätze, sondern das eine hat am andern seine Grundlage und seinen Begleiter. Das Selbst zählt in seinen Actionen auf die selbstverständliche Mitwirkung der im Leibe befestigten Vermögen und Fertigkeiten, wie der Feldherr auf die eingeübte Disciplin und Gewandtheit seiner Unterfeldherren und Befehlshaber bis herab zum gemeinen Kriegsmann. Zwischen den automatisch im Leibe sich vollziehenden Bewegungen, die organisch fest geworden sind, und den Leistungen im Gehorsam gegen das Selbst ist kein Sprung und kein Gegensatz; das eine schliesst sich lückenlos an das andere, und alles zusammen gehört dem Organismus als sein Eigentum und seine rechtmässige Leistung zu.

Es ist ein ganz treffendes Gleichnis, wenn man die im Leibe thätigen Kräfte mit denen vergleicht, die durch eine stetige Reihe von kleinen Explosionen ausgelöst werden. Es sind Kräfte von hoher Spannung, das Gleichgewicht äusserst labil; kommen sie zu voller Wirkung, so ergeben sie Ausschläge von erstaunlicher Grösse. Aber im Organismus des Leibes sind überall Hemmungen und Antagonismen angebracht, und unendlich kleine Differenzen sind es, die in dem normalen Gange des Lebens zum Ausdruck gelangen, indem die Hemmungen so weit wie es jedesmal erforderlich ist, ausgeschaltet werden. Man kann dieses Ausschalten als das eigentliche Werk des Selbstes betrachten; aber dann muss man sich auch gegenwärtig halten, dass das Werk des

Selbstes zugleich das eigene Werk des Organismus ist. Der Leib und das Selbst führen ein und dasselbe Leben. Rüste ich mich zum Gehen, zum Schreiben, zum Sprechen, so rüstet sich mein Leib ganz so wie aus eigenem Vermögen; denn dieses Vermögen ist das Vermögen eines Menschenleibes, der darauf angelegt und dazu eingeübt ist, dem Selbst zu Gebote zu stehen. Man kann wohl den Gegensatz zwischen dem Leibe und dem Selbst, nicht ihre Einheit übertreiben, vorausgesetzt nur, dass man den Leib nicht mit der äusseren Leibesmasse, dem Körper, verwechselt.

Dass materielle Elemente zum Aufbau eines Menschenleibes zusammentreten, diese Thatsache wird man gelten lassen. Überlegt man aber, was alles zu einem normal fungierenden Menschenleibe gehört, welche Unendlichkeit von Anlagen und Fertigkeiten in ihm vereinigt ist, so wird man sich nicht weiter darüber verwundern, was alles sonst noch mit der Materie ausgerichtet werden kann. Die Lenkbarkeit der Materie durch die physicalischen und chemischen Gesetze ist geradezu die Voraussetzung und die Bedingung aller Wissenschaft; mit welchem Rechte will man ihre Gefügigkeit für Form und Zweck ausschliessen? Ist einmal die lebendige Zelle als ein Gebilde aus materiellen Elementen gegeben, so ist damit ein Princip gegeben von unabsehbarer Tragweite und nichts weiter unbegreiflich, was sich daran anschliesst. Vom niedrigsten Organismus zum höchsten führt eine lückenlose Stufenfolge. Wenn man daraus eine historische Abfolge macht, so ist das ein reines Missverständnis; was damit gemeint ist, ist der grosse Gedanke des einheitlichen Planes, der durch die gesamte Reihe der Organismen auf aller Verschiedenheit der Stufen hindurchgeht. Dieselbe continuierliche Einheit zieht sich ebenso durch den Aufbau des Menschenleibes und durch die Stufenreihe seiner Functionen, und reicht andererseits ebenso abwärts von dem niedrigsten lebenden Gebilde bis zur Materie mit dem niedrigsten Grade der Geformtheit, der ihr möglich ist. Die Materie an sich ist nicht schon beseelt, aber sie ist beseelbar; sie ist nicht das letzte Princip, sondern sie erwartet zur Verwirklichung dessen, was an ihr blosse Anlage, Möglichkeit ist, die Übermacht der Form, der sie mit ihrem Vermögen entgegen-

kommt, und so erlangt sie bestimmte Gestalt, Einheit, Beseelung und Innerlichkeit.

So schwindet die Unbegreiflichkeit, die darin gefunden wird, dass unter gewissen Bedingungen materielle Gebilde und ihre Bewegungen seelische Bethätigung ergeben und seelische Bethätigung wieder leibliche Veränderung hervorbringt. Es ist da überall wirkliche Causalität zwischen Verschiedenen, aber nirgends eine Causalität, die von dem völlig Fremdartigen auf das völlig Fremdartige geübt würde. Die mechanische Körperlichkeit, die von dem Selbst bewegt wird, ist nicht bloss mechanisch, und die Bewegung materieller Teile, welche Zustände und Veränderungen der Innerlichkeit bewirkt, ist nicht bloss materiell. Zu der Summe der im Körper aufgespeicherten, aus dem Schatze des materiellen Universums stammenden Energie kommt nicht neue Energie hinzu, von der man nicht wüsste, woher sie stammen könnte; sondern eben die im lebendigen Organismus thätigen Kräfte stehen so unter der Macht und Herrschaft der Form und des Zweckes, dass der Dienst dieses Zweckes ihre eigene Natur ist, und die Kraft, die ihnen ihre Richtung anweist, aus ihnen selber stammt. Das Selbst, dem sie gehorchen, ist ihre eingeborene Form, und zwischen den unbewussten Thätigkeiten, die den ein für allemal dem Organismus einwohnenden, ihn ausmachenden fertigen Leitungsbahnen zu danken sind, und den durch bewusstes Wollen verursachten Bewegungen ist kein Sprung, sondern stetiger Übergang. Beides gehört derselben Klasse von Erscheinungen an.

Unbegreiflich wird die Welt, sobald man die Materie als das letzte und oberste Princip setzt. Das ist zuzugeben. Aber wer irgendwo beim Unbegreiflichen anlangt, der verfährt gedankenlos, wenn er sich dabei beruhigt. Das Ignoramus ist ein überaus bequemer Standpunkt, und dabei stehen zu bleiben ist nur das Zeichen, dass man zu träge ist, um weiter zu denken. Wer vor dem Undenkbaren steht, der soll nach gesunden logischen Grundsätzen die Voraussetzungen prüfen, die zu solcher Undenkbarkeit geführt haben, und tauglichere Principien aufsuchen, durch die die gegebene Welterscheinung besser erklärt wird. Führt die Annahme, dass das Seiende und Ursprüngliche die träge Materie ist, ins Unwegsame, so ist diese Annahme damit widerlegt.

Lässt sich daraus das seelische Leben nicht erklären, so wird man sich ein anderes Princip wählen müssen. Dieses Princip aber kann nur der Geist sein. Entschliesst man sich dazu, den Geist als das Voraus, als den schöpferischen Grund der Erscheinung zu setzen, so wird auf einen Schlag alles licht, was sonst dunkel war. Der Geist ist es dann, der sich selbst die Materie setzt als das Material seiner Offenbarung, und der sich die Form setzt, um dieses Material zu gestalten und die Stufenreihe von immer höheren Gebilden zu erzeugen, in denen er seinen Reichtum erschliesst. Dann ist es der Geist, der uns in der Materie und ihren Bewegungen, in dem Leibe, der Seele und dem Selbst entgegentritt, auf immer höheren Stufen sich entfaltend. Dann wird Form, Zweck, Gattung, Begriff im Erscheinenden als die Spur und das Gepräge des Princips in seinem Gebilde nicht mehr als etwas Fremdartiges überraschen, sondern als das Selbstverständliche erwartet werden. Der Mechanismus aber mit seinen Gesetzen bleibt dabei vollkommen gewahrt und in seinem Rechte; ja er erlangt so erst sein rechtes Verständnis. Denn eben an der Materie und ihrer räumlichen Ausdehnung, ihrer raumzeitlichen Bewegung hat der Geist seine eigene Äusserlichkeit, die er in bestimmter Zahl, Gewicht und Mass durchdringt, um zu immer höheren Gebilden zu gelangen. Diese mechanischen Gesetze liefern den Rahmen und die Grenzwerte für alles was geschieht in dieser äusseren Erscheinungswelt, auch für den Leib auf allen Stufen seiner Organisation bis zu der höchsten. Nur soll man das, was Rahmen und Grundlage ist, nicht für das Wesen und die Sache selbst ausgeben, und soll die herrschende Macht des Zweckes, der Form und des Begriffes nicht deshalb leugnen, weil man bei der Betrachtung der äusseren Dinge sich mit Ursachen, Gesetzen und Constanten begnügt, ohne daran zu denken, dass auch sie nicht aus dem Ohngefähr stammen können, sondern in der Welt der Geistesthaten ihre Wurzel haben müssen.

Ist so die Brücke zwischen dem Selbst als dem Träger der geistigen Bestimmung und dem Leibe als der im Sinnlichen und Materiellen durch die bildende Macht der Seele hergestellten Geistesoffenbarung geschlagen, so mag ja schliesslich mein leibes-

kundiger Hausarzt und die physiologische Psychologie so gar Unrecht nicht haben und die Abhängigkeit meines Selbstes von leiblichen Vorgängen nicht bloss als thatsächlich gegeben, sondern auch als verständlich anerkannt werden. Nur dass die Ergänzung nicht übersehen werde. Der Leib ist Seelenerscheinung, nicht die Seele Leibeserscheinung. Nicht die Seele ist das Erzeugnis des Leibes, sondern der Leib Erzeugnis der Seele. Die schöpferische, die bildende Einheit ist die Seele, und der Leib die durch sie gestaltete ausgebreitete Mannigfaltigkeit. Mag man den Körper der Physiologie überlassen, — der Leib gehört in die Psychologie.

Hier können wir Halt machen, wenigstens für dieses Mal. Was wir beabsichtigten, war, nur den Weg zu bezeichnen, auf dem die Lösung des schwierigen Problems zu suchen ist. Dieser Weg ist bezeichnet; was noch sonst zu leisten wäre, überlassen wir anderen oder verschieben es auf andere Gelegenheit. Sollte der von uns bezeichnete Weg sich als ungangbar oder nicht zum Ziele führend erweisen, so sind wir bescheiden genug, auch dann noch nicht zu verzweifeln. Was wir schlecht gemacht haben, werden andere besser machen; kommende Zeiten werden mehr und weiter sehen als die heutige Zeit. Zum Unkenrufe des Ignorabimus ist immer noch kein Anlass; er bezeichnet das äusserste Mass von Unbescheidenheit und überspanntem Selbstgefühl. Vielleicht bietet doch das, was wir vorgebracht haben, so unvollkommen und fehlerhaft es sein mag, nachdenklichen Leuten einen Antrieb, der Sache auf diesem oder anderem Wege näher zu kommen.

Wir haben nachgewiesen, dass der Leib kein Ding, dass er ein Vorgang ist, ein Geschehen unter der Herrschaft der Form und des Zweckes. Dass der Materie der Dienst der Form und des Zweckes eingeboren ist, erschien uns als das Selbstverständliche; der Unterschied zwischen organischer und unorganischer Materie erwies sich als ein relativer, fliessender, nicht als ein absoluter Gegensatz. In der organischen Leiblichkeit

fanden wir den Trieb zu continuierlich aufsteigender Innerlichkeit, die auf der höchsten Stufe der Organisiertheit zur Erscheinung des Selbstes führt. Die in aller Materie mitgesetzte, auf den niedrigsten Stufen latente Innerlichkeit tritt auf den oberen Stufen rein als solche heraus. Derselbe Zug, der als Wachstum, Ernährung und Zeugung der Zellen jedesmal in ihrer besonderen Eigenart und Bestimmung erscheint, setzt sich fort in denjenigen Lebensprocessen eben derselben organischen Gebilde, die sich als Dienst und Gehorsam gegen die oberste Einheit des Gesamtorganismus darstellen. Zwischen den Verrichtungen der Zellen, die das leibliche Dasein und die Selbsterhaltung des Organismus ermöglichen, und den Instincten, Fertigkeiten und Gewöhnungen des lebendigen Wesens, die ganz ebenso an der Functionsweise der Glieder hängen, ist nirgends ein Sprung, und ebensowenig zwischen den dauernden und regelmässigen Lebensäusserungen und den auf gegebenen Anlass von innen heraus aus der obersten organischen Einheit geforderten Bethätigungen zu besonderem Zweck. Was im Reiche des Organischen überall auf den niederen und auf den höheren Stufen geleistet wird, das kehrt im Menschen auf der höchsten Organisationsstufe wieder, analog, aber zu einer Unendlichkeit von Leistungen gesteigert. Was das Selbst vom Leibe begehrt, das wird ihm als die eigene Leistung des Organismus entgegengebracht, weil der organisierte Leib, von der Seele gestaltet, das Selbst als die höchste Einheitsform nicht ausser sich hat oder von ihm als von einer fremden Gewalt commandiert wird, sondern durch seine eigene Natur und Gewöhnung sich dieser obersten Einheit zur Verfügung stellt. Wer den Begriff des menschlichen Organismus ernsthaft und streng vollzieht, der sieht in der materiellen Körperlichkeit mit ihrer lebendigen Bewegung die Erscheinung der beseelten Leiblichkeit, die das Selbst zu ihrem Einheitsbande hat, und deren Lebensäusserungen die Verwirklichung des Selbstes bilden. In alledem aber erfassen wir die organisierende Macht des Geistes über die Materie, die nicht unverständlicher ist als die Grundthatsache aller Erscheinung, die Thatsache, die alle anerkennen müssen, dass die Materie in allen ihren Bewegungen gesetzlich, gedanklich bestimmt ist und alles Seiende bestimmte Form und Ordnung

innehält. In aller Mannigfaltigkeit des unendlichen Werdens und Geschehens sind die Begriffe und Ideeen, die Gattungen und Gesetze das einigende Band, das die Welt im Bestande und rechten Gange erhält. Wer erkannt hat, dass Vernunft die Welt zur Einheit zusammenschliesst, der begreift auch, dass das Selbst und sein Leib eine Einheit bilden, und dem ist auch die Wechselwirkung zwischen dem Selbst und dem Leibe kein undurchdringliches Geheimnis.

Hat ein Gedankengang wie der, den wir, gewiss sehr unvollkommen und ungeschickt, darzulegen versucht haben, irgend welches Mass von Berechtigung, so wird auch der Vorwurf gegen den zur Mode gewordenen Betrieb der Psychologie nicht unbegründet genannt werden dürfen, dass diese Psychologie allzu vertrauensvoll und mit allzu geringem Selbstgefühl sich der Physiologie in die Leibeigenschaft ergeben und ihr eigenes königliches Herrenrecht schwachmütig weggeworfen hat. Die Physiologie ist in ihrem vollen Rechte, wenn sie die mechanistische Erklärungsweise so weit treibt, als sie irgend damit auszulangen vermag, und erhält sich damit ausdrücklich in dem ihr aufgetragenen Pflichtenkreise. Sie ist eine Specialwissenschaft, deren Ergebnisse man dankbar hinzunehmen hat, solange sie, wie der rechte Schuster bei seinem Leisten, bescheiden in ihrem Kreise bleibt; überschreitet sie ihre Grenzen, will sie von ihrem beschränkten Gesichtspunkte aus in luftiger Aufgeblasenheit die grossen Zusammenhänge des geistig sinnlichen Universums deuten, ihre Methoden für Dogmen, ihre Thatsachen für leitende Ideeen, ihre Begriffe für die auf allen Gebieten und ausschliesslich geltenden Kategorieen aufdrängen, so wäre solch ein dreister Anspruch auch bei den grössten sonstigen Verdiensten und Leistungen mit ernstem Nachdruck abzuweisen, nicht mit liebedienerischer Unterwürfigkeit in gehorsamster Nachfolge hinzunehmen und zu bekräftigen. Und in erster Linie wäre die Psychologie, als die Wissenschaft von der inneren Welt, dazu berufen, die Physiologie, sofern sie nicht schon von selbst auf die Grenzen achtet, die ihren Verfahrungsweisen gesteckt sind und die sich ihr bei dem Fortgang ihrer Untersuchungen auf allen Punkten fühlbar machen sollten, auf diese Grenzen hinzuweisen und die

Uebergriffe, zu denen sie sich versucht fühlt, abzuwehren. Wenn die Psychologie innerlich gereift ist, die Physiologie hat dazu wenig beigetragen. Selbst dies Handgreiflichste, ob man die Nerven oder die Adern als die Leitungsmittel, den Kopf oder die Brust als den Sitz der höchsten Functionen anzusehen hat, macht wohl für die Physiologie sehr viel, für die Psychologie kaum etwas aus. Um das begriffliche Verhältnis zu erfassen, genügt es, dass man solche Leitung und solchen Sitz überhaupt gelten lässt, wie man es von je gethan hat; die Besonderheit des Organs ist verhältnismässig gleichgültig. Der Fortschritt der physiologischen Erkenntnisse seit Aristoteles ist unermesslich gross; dennoch würde darin nichts hindern, an der Psychologie des Aristoteles auch heute noch festzuhalten, falls sie sonst haltbar sein sollte. Die physiologischen Thatsachen sind gewiss alle sehr interessant. Wer hörte nicht gern zu, wenn insbesondere von den merkwürdigen Störungen des normalen Verhältnisses, von Aphasie und Anaesthesie, von Trübungen des Gedächtnisses oder des Willens auf leiblicher Grundlage, von Verdoppelung des Bewusstseins, von Seelen- und Wort-Taubheit und Blindheit durch einen wohlvorbereiteten Beobachter genauer Bericht erstattet wird! Aber die psychologische Deutung dieser Erscheinungen liegt nicht innerhalb der Grenzen der Physiologie, und das Verhältnis des Selbstes zu seinem Leibe als ein Verhältnis von Dingen construieren zu wollen, beweist geringes Verständnis. Tiefere Einsicht wird erst dann wieder zugänglich werden, wenn die Psychologie, aus ihrer Knechtung erlöst, ihres hohen Berufes sich bewusst, nicht mehr der Physiologie die Schleppe hält, sondern ihr voranleuchtend die Fackel trägt.